Zeitschrift: Tugium : Jahrbuch des Staatsarchivs des Kantons Zug, des Amtes für Denkmalpflege und Archäologie, des Kantonalen Museums für Urgeschichte Zug und der Burg Zug

Herausgeber: Regierungsrat des Kantons Zug

Band: 32 (2016)

Artikel: Amt für Denkmalpflege und Archäologie

Autor: Hochuli, Stefan / Roth, Saskia

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-632506

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Amt für Denkmalpflege und Archäologie

30 Jahre Amt für Denkmalpflege und Archäologie – ein kurzer Blick zurück

«Das Jahr [...] war gekennzeichnet von einer unvermindert anhaltenden Baukonjunktur. Diese war für die Denkmalpflege nicht nur spürbar in der hohen Zahl von Umbauten, Renovationen und Restaurierungen mit dem entsprechenden Aufwand an Baugesuchen und Besprechungen, sondern auch in einem bislang nicht erreichten Umfang der administrativen Tätigkeit.»[1] Diese Aussage hat nichts von ihrer Aktualität verloren, obwohl sie vor dreissig Jahren geschrieben wurde. Mit diesen Worten drückte der damalige Denkmalpfleger Josef Grünenfelder im Tätigkeitsbericht des Amtes für Denkmalpflege zum Geschäftsjahr 1985 seine grossen Sorgen aus. Es war offensichtlich, dass seine Arbeitskraft und die seines Adjunkten nicht mehr ausreichten, um die zeitraubenden Aufgaben der administrativen Betreuung, der sorgfältigen denkmalpflegerischen Baubegleitung, der Objekt-Dokumentation, der Erledigung der Subventionsgeschäfte und der Beratung mit der von Bauherren und Politikern zu Recht geforderten Promptheit und Exaktheit leisten zu können. Und die Situation für die Archäologie war weitaus dramatischer: Es gab sie in institutionalisierter Form noch gar nicht.

Blenden wir kurz zurück.[2] Bereits in den 1960er Jahren herrschte in Zug ein massiver Bauboom. 1964 wurde das Gesetz über den Schutz historischer Baudenkmäler eingeführt. Der Rektor der Gewerbeschule Josef Speck führte ab diesem Jahr das Museum für Urgeschichte im Ehrenamt und trug zusätzlich den Titel eines ehrenamtlichen Kantonsarchäologen. Eine Denkmalpflege existierte nicht. Deshalb setzte sich Josef Speck als Kantonsrat zuerst für die Schaffung einer Denkmalpflege ein. Zu Recht hatte er Angst, dass in Zug grossräumig historische Bauten verschwinden würden. Der Abbruch des Hotels Hirschen an der Zeughausgasse im Jahre 1959 war bloss der Anfang gewesen. Auch der Burg Zug und vielen anderen Objekten drohte grosse Gefahr. Es ist letztlich wohl Josef Speck zu verdanken, dass per 1. April 1970 die erste nebenamtliche Stelle eines Denkmalpflegers geschaffen wurde. Diese Aufgabe nahm Josef Brunner neben seiner nebenamtlichen Funktion als Konservator des Historisch-Antiquarischen Museums (später Museum in der Burg) wahr. Die administrativen und baubegleitenden Massnahmen der Denk-

[1] Tugium 2, 1986, 11.

[2] Für zahlreiche Hinweise danke ich Josef Grünenfelder und Toni Hofmann. S. auch Grünenfelder 1985, 13ff., und Keller/Hofmann 1985, 40ff.

Abb. 1 Zug war einer der letzten Kantone der Schweiz, der das Amt des Kantonsarchäologen institutionalisierte, dies im Jahr 1986. Im Bild: Grabungstechniker Toni Hofmann im Jahr 1983 an seinem Arbeitsplatz im Museum für Urgeschichte an der Ägeristrasse 56 in Zug.

malpflege lagen meistens beim kantonalen Hochbaumt bzw. beim zuständigen Sachbearbeiter Erwin Höfliger. Dann kam es zu den ersten Festanstellungen: 1972 mit Toni Hofmann der erste Archäologietechniker[3] und per 1. August 1974 mit Josef Grünenfelder der erste vollamtliche Denkmalpfleger. Die damalige Organisationsstruktur ist aus heutiger Sicht nicht auf Anhieb zu durchschauen: Josef Grünenfelder, Erwin Höfliger und die Halbtagessekretärin Frau Bischof bildeten das per 1974 neu geschaffene Amt für Denkmalpflege in der Baudirektion.[4] Der Grabungstechniker Toni Hofmann wurde dem Amt für Denkmalpflege unterstellt, hatte seinen Arbeitsplatz aber im Museum für Urgeschichte an der Ägeristrasse 56 bei der Erziehungsdirektion (Abb. 1) – und hatte mit dem ehrenamtlichen Kantonsarchäologen Josef Speck noch einen weiteren Vorgesetzen. 1978 kam mit Heini Remy ein Grabungszeichner hinzu, und ab 1979 erhielt der Techniker Peter Holzer Aufträge vom Amt. Diesen drei Technikern ist es zu verdanken, dass unverzichtbare archäologische, bauhistorische und denkmalpflegerische Basisarbeit geleistet wurde und die grössten Verluste an historischer Bausubstanz in der Zuger Altstadt und anderswo im Kanton wenigstens dokumentiert werden konnten. Unter nicht einfachen betrieblichen Bedingungen konnten sie gegen 130 Objekte unterschiedlichster Grösse bewältigen, darunter die Klosterkirche Frauental 1972, die Burg Zug 1974–1982, die Kapelle Oberwil 1975/76, die Grabung im Kaufhaus in der Unteraltstadt 1976, diverse andere Altstadtbauten, darunter das Ulmihaus 1977, die Seestrasse 5–9 1979 und das Zollhaus/Schumacherhaus 1983/84, sowie die Ausgrabungen der prähistorischen Pfahlbauten Chämleten Hünenberg 1980 und St. Andreas Cham 1981/82. Aus dieser Anfangskonstellation heraus ist es auch zu erklären, weshalb die zugerische Denkmalpflege nie eine eigene Bauforschung betrieben hat.[5] Das ist bis heute so geblieben. Eine gesetzlich verankerte Kantonsarchäologie existierte aber weiterhin nicht. Josef Speck leitete fachlich die institutionell nicht bestehende Kantonsarchäologie weiterhin im Ehrenamt, der Denkmalpfleger Josef Grünenfelder war als kantonaler Chefbeamter administrativ für die ganze Kulturgüterpflege zuständig.

Zurück ins Jahr 1985: «Gross war auch die Anzahl der in Funktion von baulichen Massnahmen nötig werdenden archäologischen Untersuchungen im Untergrund und an Bauten. Es war schon zu Jahresanfang eindeutig klar, dass die bewilligten Budgetkredite nie ausreichen würden», so Josef Grünenfelder in seinem Jahresbericht. Bereits 1982 hatte Josef Speck den Regierungsrat auf seine anstehende Pensionierung und die Notwendigkeit einer Nachfolge hingewiesen.[6] Doch die Politik liess sich mit der Bestimmung seines Nachfolgers viel Zeit. Zu sehr hatte man sich daran gewöhnt, dass die Erforschung und die Pflege des archäologischen Erbes von einem interessierten Freiwilligen geleitet wurden. Auf Drängen von Toni Hofmann stellte Josef Grünenfelder am 11. November 1982 einen Antrag an den Regierungsrat zur Schaffung einer Kantonsarchäologenstelle. Dabei konnte er sich auf einen Bericht der Erziehungsdirektion abstützen, wonach Zug als einer der letzten Kantone der Schweiz das Amt des Kantonsarchäologen noch nicht institutionalisiert habe, obwohl auf dem Kantonsgebiet wichtige archäologische Bestände aus allen Epochen lägen.[7] Am 13. Dezember 1983 lehnte die Staatswirtschaftskommission ein Vollamt ab; eine solche Anstellung liesse sich angesichts der Kleinheit des Kantons nicht rechtfertigen. Mit einem mit «Hier irrt die Staatswirtschaftskommission» betitelten Leserbrief reagierte Speck umgehend[8] und reichte per 31. Dezember 1983 seinen Rücktritt ein. Doch die Probleme waren weitaus vielfältiger. So erwies sich die räumliche Aufsplitterung von Denkmalpflege, Archäologie und Sammlung immer mehr als nachteilig. Da kaum eigenes Personal vorhanden war, musste darüber hinaus mit auswärtigen Personen gearbeitet werden, was ebenfalls zu Problemen verschiedenster Art führte. Unter anderem konnte das Wissen nicht in den Institutionen wachsen. Zudem blieb die Aufarbeitung der seit 1972 durchgeführten Bauuntersuchungen und Ausgrabungen wegen permanent neuer Rettungseinsätze liegen. Die Überlastung des Denkmalpflegers, der administrativ auch für die Archäologie zuständig war, stieg laufend und ging auf Kosten der fachlichen Arbeit. Per Mitte April 1985 konnte er Nelly Strässli als Sekretärin im Halbtagespensum einstellen. Mit der 50-Prozent-Aushilfeanstellung der Archäologin Béatrice Keller entspannte sich die Situation bei der Archäologie nur wenig. Im Jahr 1985, als das Wrack der legendären «Titanic» aufgespürt wurde, war die zugerische Kulturgüterpflege an einem Punkt angelangt, wo sie selber unterzugehen drohte. So konnte es nicht mehr weitergehen. Die Politik musste endlich ihre Verantwortung wahrnehmen. Und sie tat es.

Kantonsrat und Regierungsrat schufen per 1. Januar 1986 das Vollamt der Kantonsarchäologie, und im Dezember 1986 beschloss die Regierung die inhaltliche und namentliche Erweiterung des Amts für Denkmalpflege in «Amt für Denkmalpflege und Archäologie» (Abb. 2).[9] Diese institutionellen Veränderungen waren ein dringender und wesentlicher Schritt für die Professionalisierung der Kulturgüterpflege im Kanton Zug. Im selben Jahr war auch die erste Ausgabe des wissenschaftlichen Jahrbuchs «Tugium» erschienen, aus dem das eingangs genannte Zitat stammt. Auf den 1. August 1987 ging die Leitung des Amtes von Josef Grünenfelder an den neuen Denkmalpfleger Heinz Horat über. Josef Grünenfelder blieb dem Amt als Kunstdenkmäler-Inventarisator bis zu dessen

[3] Im selben Jahr wurde auch Jaroslav Jilek als Restaurator am Museum für Urgeschichte fest angestellt.

[4] Erziehungsdirektion 1982, 50.

[5] Vgl. dazu Stefan Hochuli, Gedanken zur Kulturgüterpflege im Kanton Zug, Tugium 31, 2015, 21–25, besonders 23ff.

[6] Schreiben Josef Speck an Regierungsrat vom 17. Mai 1982.

[7] Erziehungsdirektion 1982, 50.

[8] Zuger Tagblatt 20.12.1983.

[9] Zur Geschichte von Denkmalpflege und Archäologie für die Zeit vor 1986 s. Tugium 1, 1985, 13ff.; 2, 1986, 11f.; 3, 1987, 11. – S. auch Hochuli 2009, 103ff.

Abb. 2 Im Jahr 1986 wurde das Amt für Denkmalpflege und Archäologie geschaffen. Die neu institutionalisierte Kantonsarchäologie bezog Räumlichkeiten im historischen Schulhaus «Athene» an der Hofstrasse 20 in Zug (Bild 1988). Der Schwerpunkt der Arbeit lag immer noch auf der Bauforschung.

Pensionierung im Jahre 2007 erhalten. In den folgenden zwei Jahren erhielt das Amt mit der Festanstellung von Peter Holzer, den Archivmitarbeiterinnen Monika Gasser und Radana Hoppe sowie dem Mittelalterarchäologen Rüdiger Rothkegel die längst benötigte personelle Erweiterung. In der Archäologie konnte der Kredit für temporär angestellte Hilfskräfte aufgestockt werden. 1990 konnte mit Irmgard Bauer die erste vollamtliche Konservatorin am Museum für Urgeschichte bei der Direktion für Bildung und Kultur ihre Tätigkeit aufnehmen. In den Jahren 1988 und 1989 gelangte das Gesetz über Denkmalpflege, Archäologie und Kulturgüterschutz (Denkmalschutzgesetz) in die politische Beratung und wurde am 26. April 1990 beschlossen. Mit dessen Inkraftsetzung per 1. Januar 1991 wechselte das Amt für Denkmalpflege und Archäologie von der Baudirektion in die Direktion des Innern. Der Regierungsrat wählte den Schreibenden per 1. April 1991 zum neuen Kantonsarchäologen. In diese Phase dynamischen Auf- und Umbaus fielen die Rettungsgrabungen der neolithischen Dörfer in der Sennweid bei Steinhausen. Nach längerer politischer Diskussion bewilligte der Kantonsrat am 1. Februar 1990 einen Grabungskredit in der Höhe von 2,5 Millionen Franken. Der Kanton Zug war definitiv aus seinem kulturpflegerischen Dornröschenschlaf aufgewacht und übernahm Verantwortung für sein archäologisches und bauliches Kulturerbe.[10]

Bis April 2013 bestand das Amt aus den beiden Abteilungen Denkmalpflege und Kantonsarchäologie. Jeweils einer der beiden Abteilungsleiter war in Personalunion auch Amtsvorsteher.[11] Die Denkmalpflege hatte von 1990 bis 1997 ihre Räumlichkeiten an der Sumpfstrasse 23,[12] die Archäologie residierte ab 1986 im historischen Schulhaus «Athene» an der Hofstrasse 20 in Zug. Erst im Jahr 1997 konnte ein weiteres Desiderat, die räumliche Zusammenführung von Denkmalpflege und Archäologie, erfüllt werden. Das Amt bezog zusammen mit dem Museum für Urgeschichte und der Verwaltung des Museums in der Burg Zug die ehemalige Landis & Gyr-Liegenschaft an der Hofstrasse 15. In den folgenden Jahren konnte es der überdurchschnittlich hohen Planungs- und Bautätigkeit entsprechend personell und finanziell kontinuierlich ausgebaut werden.[13] Die offizielle Organisationsstruktur mit zwei Abteilungen blieb aber über 25 Jahre lang dieselbe wie 1986, was zusehends zu Problemen führte. Die Anforderungen nahmen stetig zu, und die Abläufe wurden komplexer. Eine Reorganisation des Amtes bzw. eine Verteilung der vielfältigen Führungsaufgaben auf mehrere Personen wurde immer dringender. Per 1. Mai 2013 wurde eine neue Struktur mit vier Abteilungen eingeführt.[14]

Nach dreissig Jahren Aufbauarbeit steht das Amt vor neuen grossen Herausforderungen. Die Bauwirtschaft boomt immer noch ungebrochen und die archäologischen Fund-

[10] S. auch Bauer/Hochuli 1996; Hochuli 2005; Hochuli 2009, 102ff.

[11] Amtsleiter: Heinz Horat (1. August 1987 bis 31. März 2001), Stefan Hochuli (seit 1. April 2001). Kantonaler Denkmalpfleger/Kantonale Denkmalpflegerin: Heinz Horat (1. August 1987 bis 31. März 2001), Georg Frey (1. Juli 2001 bis 30. April 2013), Artur Bucher (1. Mai 2013 bis 31. August 2014), Franziska Kaiser (seit 1. September 2014). Kantonsarchäologin/Kantonsarchäologe: Béatrice Keller (1. Januar 1987 bis 30. September 1990), Stefan Hochuli (seit 1. April 1991).

[12] Frühere Standorte der Denkmalpflege: 1974–1975 Poststrasse 18, 1975–1983 Bahnhofstrasse 27, 1983–1984 Chamerstrasse 1, 1984–1990 Baarerstrasse 8.

[13] Hochuli 2009, 104ff.

[14] Tugium 30, 2014, 15. Abteilung Denkmalpflege und Bauberatung (Leitung: Artur Bucher bis 31. August 2014; Franziska Kaiser seit 1. September 2014), Abteilung Bauforschung und Mittelalterarchäologie (Leitung: Adriano Boschetti-Maradi bis 31. Dezember 2014; Anette JeanRichard seit 1. Januar 2015), Abteilung Ur- und frühgeschichtliche Archäologie (Leitung: Gishan Schaeren), Abteilung Inventare und Funde (Leitung: Eva Roth Heege).

Ausgewählte Literatur zur Geschichte des Amtes für Denkmalpflege und Archäologie und weiterer Institutionen der Kulturpflege im Kanton Zug

Irmgard Bauer und Stefan Hochuli, Geschichte aus dem Boden – 137 Jahre archäologische Forschung im Kanton Zug. AS 19, 1996, 2, 35.

Ulrich Eberli, Stefan Hochuli und Jürg Manser, Zum Gedenken an Dr. Josef Speck-Scherrer (1918–2006). Tugium 23, 2007, 71–75.

Erziehungsdirektion des Kantons Zug (Hg.), Kulturpflege im Kanton Zug. Bericht und Vorschläge, Zug 1982.

Josef Grünenfelder, Tätigkeitsberichte. 2. Amt für Denkmalpflege. Tätigkeit 1974–1983. Tugium 1, 1985, 13–39.

Stefan Hochuli, «Ächt keltische Töpferwaare und Celtensteine». 150 Jahre Pfahlbauforschung im Kanton Zug. Tugium 25, 2009, 77–109, besonders 103ff.

Stefan Hochuli, Kurze Geschichte der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit im Kanton Zug. In: Mittelalter 10, 2005, 2, 50–51.

Béatrice Keller und Toni Hofmann. Tätigkeitsberichte. 3. Kantonsarchäologie. Archäologie im Kanton Zug. Tugium 1, 1985, 40–80.

Rolf E. Keller, Das Museum in der Burg. In: Josef Grünenfelder, Toni Hofmann und Peter Lehmann, Die Burg Zug. Archäologie – Baugeschichte – Restaurierung, Zug 2003 (Schweizerische Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 28), 466–472.

Tätigkeitsberichte des Amtes für Denkmalpflege und Archäologie. Tugium 1, 1985, bis Tugium 32, 2016.

stätten und die historischen Baudenkmäler stehen weiterhin unter permanentem Druck. Doch der Zustand der Kantonsfinanzen hat sich massiv verschlechtert, und das Amt musste im Rahmen des «Entlastungsprogramms 2015–2018» eine überproportional hohe Budgetreduktion umsetzen. Es ist den Kulturgütern des Kantons Zug sehr zu wünschen, dass im Rahmen des angekündigten Aufgabenverzichtsprogramms «Finanzen 2019» die Kulturgüterpflege nicht wieder in ihren Anfangszustand zurückversetzt wird.

«Wer einem Volk die Geschichte nimmt, der nimmt ihm die Identität. Wer ihm die Identität nimmt, der nimmt ihm die Werte. Und ein Volk ohne Werte, das wird manipulierbar, denn es fehlt ihm der Kompass» (Bundesrat Ueli Maurer).[15]

Stefan Hochuli

[15] Rede anlässlich der Gedenkfeier «700 Jahre Schlacht am Morgarten» vom 21. Juni 2015 beim Morgarten-Denkmal.

Teilrevision des Denkmalschutzgesetzes

Mit Beschluss vom 28. Mai 2015 erteilte der Kantonsrat dem Regierungsrat den Auftrag, eine Teilrevision des Gesetzes über Denkmalpflege, Archäologie und Kulturgüterschutz (Denkmalschutzgesetz) vorzubereiten. Anlass dafür war die Behandlung zweier Motionen, die in verschiedenen Bereichen Kritik an den heutigen gesetzlichen Grundlagen wie auch am Vollzug im Bereich Denkmalpflege übten. Der Kantonsrat will eine Erhöhung der Rechtssicherheit für Grundeigentümerinnen und Grundeigentümer durch die gesetzliche Verankerung einer periodischen Aktualisierung des Inventars der schützenswerten Denkmäler. Weiter sollen die gesetzlichen Grundlagen geschaffen werden, um künftig Unterschutzstellungen von Denkmälern auch vertraglich regeln zu können. Die weiteren Anliegen der Motionäre überwies der Kantonsrat als Postulat.

Der Regierungsrat hat sich seit Sommer 2015 im Rahmen eines internen Workshops sowie zweier Strategiesitzungen intensiv mit dem Gesetzgebungsauftrag und den Anliegen der Motionäre befasst. Im Januar 2016 legte er fest, wie die künftige Revision des Denkmalschutzgesetzes ausgestaltet werden soll. So sollen die Gemeinden und der Kanton bei der Inventarisierung künftig enger zusammenarbeiten. Weitere wichtige Themen sind eine Neuregelung der Zuständigkeiten für Unterschutzstellungen, der künftige Verzicht auf eine Denkmalkommission sowie eine verbindlichere Regelung der Verfahren bei Unterschutzstellungen und zur Ausrichtung von Restaurierungsbeiträgen (unter anderem die Einführung von Fristen).

Für das Gesetzgebungsprojekt ist die Direktion des Innern zuständig. Um die wesentlichen Elemente einer künftigen Gesetzesrevision schon im Vorfeld breit abzustützen, sollen die Vorbereitungsarbeiten bis zur ersten Lesung des Gesetzesentwurfs im Regierungsrat von einem Gremium begleitet werden, in dem die wichtigsten Anspruchsgruppen im Bereich Denkmalpflege vertreten sind. Aufgabe dieser Begleitgruppe ist es, die Vorschläge der Verwaltung kritisch zu prüfen, ihre eigenen Erfahrungen einzubringen und Empfehlungen zuhanden der Direktion des Inneren abzugeben. Für die Auswahl der Mitglieder der Begleitgruppe hat man sich an §12 Denkmalschutzgesetz und der heutigen Zusammensetzung der Denkmalkommission orientiert. Es sind die Gemeindepräsidentenkonferenz des Kantons Zug, die beschwerdeberechtigten Verbände, der Zuger Bauernverband und der Hauseigentümerverband Zugerland vertreten. Zusätzlich werden die Motionäre eingebunden, die mit ihren politischen Vorstössen im Kantonsrat die Gesetzesrevision ins Rollen brachten. Darüber hinaus werden kantonale Verwaltungsstellen, welche mit dem Denkmalschutzgesetz zu tun haben, einbezogen.

Stefan Hochuli

Revision des Inventars der schützenswerten Denkmäler: Nach welchen Kriterien wird inventarisiert?

Die kantonale Denkmalpflege überprüft derzeit erstmals umfassend und systematisch den historischen Baubestand des Kantons Zug. Grundlage für diese Arbeiten bildet das kantonale Denkmalschutzgesetz, in welchem die Inventarisierung verankert ist. Das Inventar wird bis Ende 2018 vervollständigt und berücksichtigt Bauten, die vor 1975 erstellt wurden (s. Tugium 30, 2014, 19–20). Bereits inventarisiert sind die Gemeinden Zug, Baar, Menzingen, Cham und Neuheim (Stand August 2016). In den Gemeinden Risch und Steinhausen konnten die Aufnahmen des historischen Baubestands abgeschlossen werden. In den Gemeinden Hünenberg und Walchwil sind die Arbeiten am Laufen. Der Inventareintrag für ein Objekt soll sicherstellen, dass im Fall eines Bauvorhabens frühzeitig geklärt werden kann, ob, und wenn ja, in welchem Umfang denkmalpflegerische Auflagen zu berücksichtigen sind. Er bedeutet also keine definitive Unterschutzstellung. Ein aktuelles Inventar schafft somit Transparenz und Rechtssicherheit für alle Beteiligten und liefert eine Gesamtübersicht über die historisch wertvollsten baukulturellen Zeugen im Kanton Zug. Bei der Inventarisierung finden in einem ersten Schritt Literatur- und Archivrecherchen sowie Besichtigungen vor Ort statt. In einem zweiten Schritt werden die von der kantonalen Denkmalpflege zur Inventaraufnahme vorgeschlagenen Objekte mit der Bauverwaltung der jeweiligen Gemeinde besprochen. Die Auswahl wird überprüft und gegebenenfalls angepasst, bevor sie der kantonalen Denkmalkommission vorgelegt wird. Auf Antrag der Denkmalkommission setzt die Direktion des Innern das revidierte Inventar fest und informiert die betroffenen Grundeigentümer. Anschliessend wird das Inventar im Internet publiziert.

Die Kriterien für die Aufnahme von Objekten ins Inventar der schützenswerten Denkmäler sowie der Begriff des Denkmals sind in § 2 des kantonalen Denkmalschutzgesetzes definiert: «Denkmäler […] sind Siedlungsteile, Gebäudegruppen, gestaltete Freiräume, Verkehrsanlagen, Einzelbauten, archäologische Stätten und Funde sowie in einer engen Beziehung hiezu stehende bewegliche Objekte, die einen sehr hohen wissenschaftlichen, kulturellen oder heimatkundlichen Wert aufweisen.» Bei der Inventarrevision gilt es also abzuklären und zu beurteilen, ob ein Bauwerk vermutungsweise einen sehr hohen wissenschaftlichen, kulturellen oder heimatkundlichen Wert vorweist. Ist dies der Fall, wird es ins Inventar der schützenswerten Bauten aufgenommen.

Die Definition von Denkmälern stützt sich auf internationale Vorgaben und Abkommen, wie die «Charta von Venedig» aus dem Jahr 1964 oder das «Übereinkommen zum Schutz des baugeschichtlichen Erbes in Europa» von Granada aus dem Jahr 1985. Ausführlicher beschrieben ist der Begriff des Denkmals in den «Leitsätzen zur Denkmalpflege in der Schweiz», welche 2007 von der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege herausgegeben wurden. Denk-

Abb. 1 Menzingen, Schwand. Bäuerliche Hofgruppe, das Landschaftsbild prägend und bedeutend für die Identität der Gemeinde Menzingen.

Unterschutzstellung und Aufnahme ins Inventar der schützenswerten Denkmäler im Jahr 2015

Die Direktion des Innern stellte 2015 folgende Baudenkmäler unter kantonalen Schutz:

Cham	Wohnhaus, Hausteil Süd, Gartenstrasse 18
	Wohnhaus, Hausteil Nord, Gartenstrasse 20
	Triangulationssignal Nr. 1111 0161, Hubletzen, Hagendorn
	Scheune, Islikon
	Park Solitude, Täubmatt
	Badehaus, Täubmatt
	Bootshaus, Täubmatt
	Wohnhaus/Villa, Täubmatt
Hünenberg	Ökonomiegebäude, Chamau
	Speicher, Chamau
	Dörrhaus, Chamau
	Wohnhaus/Bauernhaus, Chamau 4
	Waschhaus und Brennhaus, Chamau 5
	Wohnhaus, Dorfstrasse 2
	Schopf, St. Wolfgang
Menzingen	Friedhofsfigur, Pietà
Neuheim	Wohnhaus, Lindenweg 2
	Brunnen, Krone
Risch	Wohnhaus/Bauernhaus, Berchtwil 5
	Waschhaus, Steintobel 1
Zug	Wohnhaus/Gewerbegebäude, Ägeristrasse 24
	Einfamilienhaus, Chamerstrasse 62
	Ferienhaus, Hintergeissboden 1–2
	Wohn- und Geschäftshaus, St.-Antons-Gasse 5

In das Inventar der schützenswerten Denkmäler wurden aufgenommen:

Baar	166 Objekte
Menzingen	1 Objekt
Walchwil	1 Objekt
Zug	1 Objekt

Aus dem Inventar der schützenswerten Denkmäler wurden entlassen:

Baar	8 Objekte
Cham	17 Objekte
Neuheim	1 Objekt
Unterägeri	1 Objekt
Zug	7 Objekte

mäler sind demnach Bauten mit einem geschichtlichen Zeugniswert. Dies können Zeugnisse jeglichen menschlichen Wirkens sein, zum Beispiel künstlerischer, technischer oder sozialer Leistungen. Für ein Denkmal zentral ist dessen authentische Überlieferung, insbesondere etwa in Bezug auf die originale Materialität.

Massgeblich für den Entscheid über eine Aufnahme ins Inventar ist, ob eines oder mehrere der drei im kantonalen Denkmalschutzgesetz festgehaltenen Kriterien vermutungsweise erfüllt ist bzw. sind. Als Erstes wird der wissenschaftliche Wert eines Gebäudes genannt. Dieser bezieht sich auf seine hohe Bedeutung für die Forschung (Abb. 2). Liefert das Gebäude wichtige Erkenntnisse über die Bau- und Lebensweise einer Zeitepoche? Lässt sich an ihm eine geschichtliche Entwicklung besonders gut ablesen? Als Zweites wird das Kriterium des kulturellen Werts genannt. Hier ist zu beurteilen, ob das Gebäude ein wichtiger Zeuge für die Kunst- und Kulturgeschichte der Gemeinde, der Region, des Kantons oder darüber hinaus darstellt und ob das Gebäude ein bedeutendes Beispiel einer Stilrichtung mit künstlerisch wertvollem Bauschmuck oder einer handwerklich bemerkenswerten Ausstattung darstellt (Abb. 3). Ein kultureller Wert kann aber auch durch die bautypologische Bedeutung gegeben sein, wenn es sich bei einem Gebäude beispielsweise um einen sehr frühen oder ausgeprägten Vertreter eines bestimmten Bautyps handelt (Abb. 4). Oder aber das Gebäude

Abb. 2 Unterägeri, Haus Unterblacki. Blockbau aus dem 16. Jahrhundert. Westwand der Stube mit Bohlen-Bälkchen-Decke, Wandschrank («Pestfenster») links und Stubentüre mit Mantelstud rechts. Das Gebäude ist für die Erforschung der Konstruktions- und Lebensweise des 16. Jahrhunderts und der darauffolgenden Zeit von sehr hohem Wert.

Abb. 3 Baar, Zugerstrasse 1, Pfrundhaus Reidhaar, erbaut gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Das Gebäude zeichnet sich unter anderem aus durch die neubarocke Fassadenmalerei auf gelbem Grund mit Eckquadern und einer grossen Strahlengloriole im Giebel.

Abb. 4 Baar, Schulhaus Sternmatt, 1957 von Leo Hafner und Alfons Wiederkehr erbaut. Das Schulhaus entspricht hinsichtlich Bautypologie den pädagogischen Vorstellungen der 1950er Jahre: Pavillonbauweise, nach Funktionen getrennte, locker miteinander verbundene Einzelbauten, zweiseitig belichtete Klassenräume über Oberlichtband durch asymmetrisch aufeinander stossende Dachflächen.

Abb. 5 Cham, Kalanderbau und Zwischentrakt der Papierfabrik, 1910 durch Séquin & Knobel, Rüti, bzw. 1924 durch Locher & Cie. erstellt. Zeuge für die Industriegeschichte. Die Papierfabrik hat über 350 Jahre die Entwicklung von Cham geprägt.

hat eine sozial-, wirtschafts- oder technikgeschichtliche Bedeutung, ist beispielsweise Zeuge einer wichtigen Entwicklung in Industrie, Gewerbe oder Landwirtschaft (Abb. 5). Beim dritten Kriterium, dem heimatkundlichen Wert, geht es darum, ob das Gebäude eine hohe identitätsstiftende Bedeutung für einen Ort oder eine Region hat (Abb. 1). Erinnert es an ein historisches Ereignis oder an eine Persönlichkeit, die für den Ort sehr wichtig waren, oder prägt es das Ortsbild oder die Landschaft?

Saskia Roth

Abb. 1 Cham, Haus Moos. Hauptfassade und Westseite. Blick nach Norden.

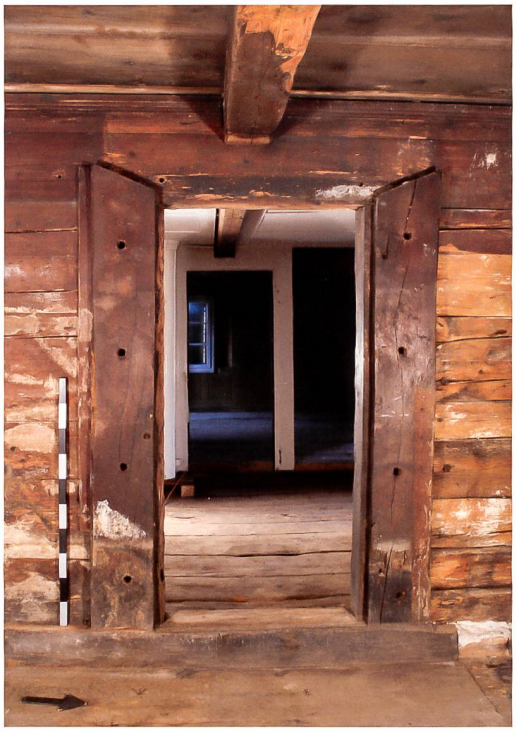


Abb. 2 Durchgang von der Nebenstube zur Stube. Am Deckenbalken ist ein gerillter Fries erkennbar.

Cham, Moos, Wohnhaus

Ein repräsentativer Ständerbau aus dem frühen 17. Jahrhundert

Der Hof «Moos» liegt nordöstlich des Zentrums der Gemeinde Cham, am Rand des derzeitigen Siedlungsgebiets, und besteht aus einem Doppelwohnhaus und zwei Scheunen. Im Oktober 2015 wurde das Wohnhaus (Abb. 1) bis auf das Sockelgeschoss abgebrochen.

Das gemauerte Sockel- oder Kellergeschoss von 10,8 m Breite und 11,3 m Tiefe bildete die Basis für den zweigeschossigen, dreiraumtiefen Ständerbau mit Vorderhaus, Mittelgang und Hinterhaus. Der Keller bestand aus einem durchgehenden Raum unter dem Vorderhaus und zwei kleineren, mit einem Durchgang verbundenen Räumen unter dem Hinterhaus. Der Bereich des Mittelgangs blieb von der Unterkellerung ausgespart. Im ersten Wohngeschoss nahm die Stube die südwestliche, die Nebenstube die südöstliche Hälfte des Vorderhauses ein. Beide Räume verfügten über einen praktisch quadratischen Grundriss von 5 m Seitenlänge bei einer Raumhöhe von 2,23 m. Sie waren untereinander durch eine von gefasten Pfosten flankierte Tür mit einem Kielbogen am Sturz verbunden. In der Nebenstube war am Deckenbalken ein fragmentarisch erhaltener Fries mit zwei Rillen vorhanden, welcher als Konsolgesims einer nicht mehr erhaltenen Bohlen-Balkendecke diente (Abb. 2). Die Zugänge zum ersten Wohngeschoss lagen an den Traufseiten des gut 1,7 m breiten Mittelgangs. Der teilweise noch erkennbaren, starken Verrussung und den fehlenden Boden- und Deckennuten nach zu urteilen, war dieser Hausteil ursprünglich bis unter das Dach offen und nahm die Herdstelle auf. Ausserdem diente er zur vertikalen Erschliessung des oberen Wohngeschosses und des Dachraums. Das Hinterhaus bestand wie das Vorderhaus aus zwei, allerdings kleineren Räumen von 3,6 m Tiefe. Das zweite Wohngeschoss übernahm die Grundrisseinteilung des ersten Wohngeschosses. Die vier Kammern verfügten über eine beachtliche Raumhöhe von 2,2 m. An beiden Enden des Mittelgangs bestanden Ausgänge zu den traufseitigen, nicht mehr erhaltenen Lauben. Zwei Stuhlsäulenreihen bildeten die erste Ebene des Dachstuhls. Die Firstpfette wurde von vier Firstsäulen getragen. Während die Säulen an der Fassadenflucht auf den Ankerbalken, also auf der ersten Stuhlebene fussten und eine Höhe von 5,3 m erreichten, ruhten die Binnensäulen auf den Kehlbalken, also auf der zweiten Stuhlebene (Abb. 3). Letztere verfügten über eine Höhe von 2,4 m. Die Höhe des Dachstuhls entsprach der halben Hausbreite, was für das bauzeitliche Rafendach eine Neigung von 45 Grad ergab.

Die dendrochronologische Datierung verschiedener Bauhölzer erbrachte das Fälljahr 1612. Dieses wird durch die inschriftliche Datierung des Baus von 1613 am Firstbug der Südfassade und von [16]14 am Türsturz des Hauptzugangs gestützt. Sowohl am Türsturz als auch am Firstbug war ein IHS-Monogramm vorhanden, an letzterem begleitet von den Initialen H•I•W und A•W.

In den Zwischenböden kamen neben zahlreichen Fundmünzen des 17. bis 19. Jahrhunderts verschiedene Wallfahrtsmedaillen sowie Kreuzanhänger derselben Zeitstellung zu Tage. Besonders zu erwähnen ist ein sogenanntes, wohl ins 17./18. Jahrhundert zu datierendes Astkreuz (siehe Kastentext), das einst den Abschluss eines Rosenkranzes bildete oder als Trachtenschmuck verwendet worden ist (Abb. 4). Es

Abb. 3 Dachstuhl mit Firstsäulenreihe, Firstpfette und Streben.

Abb. 4 Astkreuz, wohl 17./18. Jahrhundert, mit dem Gekreuzigten, oben Titulus (INRI-Tafel), unten Adamsschädel.

fand sich in der Nebenstube und steckte zwischen einem angenagelten Brett und einer vermutlich im späten 18. Jahrhundert ersetzten Wand. Die Fundlage belegt, dass das Kreuz zu unbestimmter Zeit mit Absicht am späteren Auffindungsort eingebracht worden ist. Die Wohnräume des Obergeschosses waren teilweise mit mehreren übereinanderliegenden Lagen von Tapeten vermutlich des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ausstaffiert.

Das Haus weist im Hinblick auf seine Bauzeit im frühen 17. Jahrhundert bemerkenswerte Bau- und Konstruktionsdetails auf: Die Schwellen und sämtliche stehenden Konstruktionshölzer mit Ausnahme der fassadenbündigen Firstsäulen waren aus Eiche. Die Wandfüllungen bestanden je nach Raumnutzung aus dickeren Kanthölzern oder dünneren Bohlen. Die Stuben im ersten Wohngeschoss beispielsweise waren vollständig von Kantholzwänden eingefasst. Das steilgiebelige Pfetten-Rafendach dürfte in der noch eher von schwach geneigten Dächern (sogenannten Tätschdächern) geprägten ländlichen Umgebung einen hohen sozialen Anspruch des Bauherrn unterstrichen haben.

Im Laufe seines über 400-jährigen Bestehens erfuhr der Bau einige bauliche Veränderungen. Zu einem unbekannten Zeitpunkt wurde das Haus entlang dem First getrennt und in zwei Wohneinheiten aufgeteilt. Es folgten seitliche Erweiterungen, welchen die Lauben zum Opfer fielen und eine Anpassung der Dachneigung erforderten. Die östliche Erweiterung konnte dendrochronologisch ins Jahr 1788 datiert werden (Einzelholzdatierung). Das Buffet in der zu diesem Hausteil gehörigen Stube entstand 1792. Die westliche Erweiterung dürfte aufgrund der leicht unterschiedlichen Konstruktionsart der Dachstuhlerhöhung wenig später hinzugekommen sein.

Mit dem Begriff Astkreuz werden jene Kreuze bezeichnet, die in ihrer Grundform dem traditionellen Typus des lateinischen Kreuzes entsprechen, deren Stämme und Querbalken aber als Äste gebildet sind. Stamm und Querbalken sind in der Regel mit Aststümpfen oder angedeuteten Knospen besetzt; das Kreuzholz ist häufig astförmig gerundet. Für gewöhnlich zeigen diese Kreuze den am Kreuz verstorbenen Christus mit auf die Schulter herabgesunkenem Haupt. Dass im Kreuzestod Christi das Leben nicht etwa bezwungen wurde, sondern vielmehr über den Tod gesiegt hat, wird in der Gestaltung des Kreuzholzes als lebendes Holz versinnbildlicht. Das Kreuz, das Christus getragen hat, wird in dieser Vorstellung zum Baum des Lebens und damit zum Sinnbild für die Erlösung der Menschen.
Der Schädel am Kreuzfuss ist weit mehr als eine mahnende Erinnerung an die Vergänglichkeit allen menschlichen Lebens. Er steht im Zusammenhang mit der Legende, wonach das Grab Adams an jener Stelle lag, über welcher das Kreuz Christi aufgerichtet worden ist. Durch Adam, Sinnbild des alten (ersten) Menschen, ist der Tod über alle gekommen, durch Christus, den neuen Menschen, ist die Welt von der Schuld entsühnt worden. In seiner Symbolik weist der Adamsschädel – wie das Bild des Kreuzes als Lebensbaum – auf Christus und das durch sein Opfer erneuerte Leben für die Menschheit.

Vermutlich im Zusammenhang mit diesen Umbauten wurden die beiden Dachkammern in vier Räume unterteilt und darin Kornkästen eingebaut. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts erfolgten weitere Umbauten und Umgestaltungen. Der Kernbau blieb jedoch bis zum Abbruch in seinen wesentlichen Bestandteilen vom Sockel bis zum First erhalten.

GS-Nr. 393, Ass.-Nr. 39a.
Ereignisnr. Archäologie: 2087.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Christoph Rösch, Stephen Doswald, Armin Thürig, Melanie Mastel, Isa Gasi und Melanie Widmer.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.
Inventar der Fundmünzen der Schweiz: Stephen Doswald.
Literatur: KDM ZG NA. 2, 183.

Abb. 1 Cham, Oberwil, Hof III. Südostprofil durch Pfostenloch Pos. 1066. Dunkles Pfostennegativ mit Kranz aus gestellten Keilsteinen.

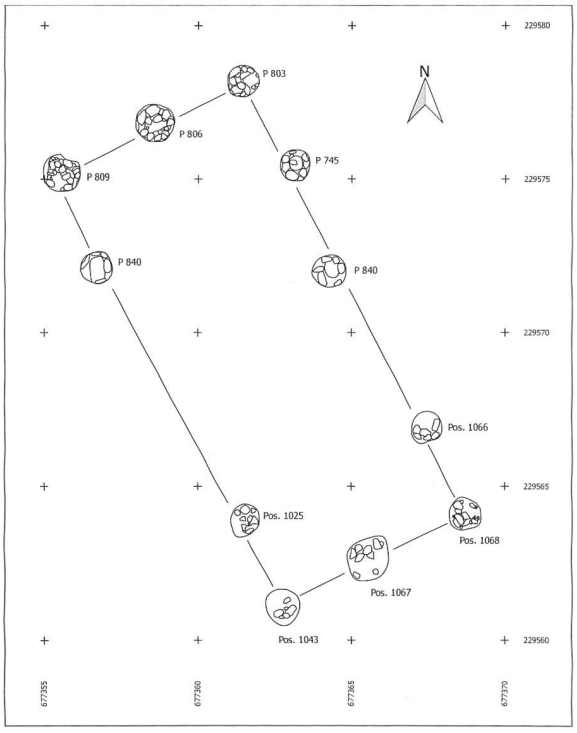


Abb. 2 Grundrissplan von «Haus 2». Im Bereich der Lücke verlief einst der Kiesgrubenrand.

Cham, Oberwil, Hof III

Bronzezeitliche Siedlung mit langrechteckigem Gebäude

2015 wurde die Zone unmittelbar nördlich des Zufahrtsweges zum eponymen Bauernhof sowie die restliche Fläche im Ackerland südlich davon archäologisch untersucht. Nördlich des Zufahrtsweges befand sich bis im Sommer 2015 ein vom Kieswerkbetreiber errichteter Erdwall, weshalb die darunter noch erhaltene «Kulturschicht» extrem verdichtet war. Obwohl die Freilegung der archäologischen Strukturen dadurch erschwert wurde, konnten einige aussergewöhnlich gut erhaltene bronzezeitliche Befunde ausgegraben werden, die zur direkt angrenzenden, in den 1990er Jahren bereits untersuchten Siedlung gehören.

So fanden sich unmittelbar südlich der bereits bekannten bronzezeitlichen «Häuser 1 und 2» fünf lokale Steinansammlungen mit einem Durchmesser von jeweils rund 1 m. Dabei handelte es sich um die Keilsteine grosser, bis rund 0,25 m in den B-Horizont reichender Pfostengruben. Bei einem der Befunde waren die Steine in ihrer ursprünglichen Lage kranzförmig um das Pfostennegativ angeordnet (Abb. 1). Letzteres zeichnete sich als dunkle Verfärbung im B-Horizont ab. Bei den übrigen Pfostengruben dürften zumindest einzelne Keilsteine nachträglich durch menschliche und/oder natürliche Einflüsse verschoben worden sein. Aufgrund der rechtwinkligen Anordnung der fünf Pfostengruben lag die Vermutung nahe, dass sie sich zu einem Gebäude rekonstruieren lassen könnten. Ein Blick auf den Grundrissplan des in den 1990er Jahren ausgegrabenen nördlichen Teils von «Haus 2» zeigte schliesslich, dass es sich bei den fünf Pfostengruben um die Südostfront dieses Hauses handeln musste (Abb. 2). Dazwischen verlief in den 1990er Jahren der steil abfallende Kiesgrubenrand, weshalb die in diesem Bereich fehlenden drei Pfostengruben vermutlich der Erosion zum Opfer gefallen sind. Mit dem Anschluss der Südostfront wurde «Haus 2» in seiner ganzen Dimension erfasst. Der Abstand zwischen den beiden Firstpfosten beträgt rund 15,8 m, derjenige der beiden von je sechs Wandpfosten gebildeten Längsseiten rund 6,8 m. Mit einer daraus resultierenden Fläche von etwa 107 m² ist «Haus 2» das grösste Gebäude, das bis anhin im Bereich der bronzezeitlichen Siedlung entdeckt wurde.

Nur rund 1,5 m südlich von «Haus 2» fand sich eine weitere, rund 2,5 m × 1,0 m grosse Verfärbung. Dabei handelte es sich um eine wohl von Menschen ausgehobene, bis 0,4 m in den B-Horizont eingetiefte Grube, welche wenige bronzezeitliche Keramikfragmente enthielt. Auch wenn ihre Funktion noch unklar ist, so ist ein Zusammenhang mit «Haus 2» aufgrund derselben Ausrichtung zu vermuten. Da unter dem nahe gelegenen Zufahrtsweg weitere Siedlungsreste zu erwarten sind, wird der für 2016 vorgesehene Rückbau ebenfalls archäologisch begleitet.

Im Ackerland südlich des Zufahrtsweges kam die westliche Fortsetzung einer bogenförmig verlaufenden, dichten Hitzesteinstreuung zum Vorschein. Allerdings zeigte sich der Hitzestein-«Koffer» nicht mehr ganz so mächtig, wie dies 2014 noch der Fall gewesen war. Damals wies die Steinpackung stellenweise furchenartige Vertiefungen auf, die möglicherweise als Karrengleise anzusprechen sind (Abb. 3). Die zahlreichen aus diesem Bereich stammenden Keramikscherben dürften mehrheitlich in die Mittelbronzezeit datieren. Somit ist nicht auszuschliessen, dass es sich

Abb. 3 Abschnitt des Hitzestein-«Koffers» mit optisch hervorgehobenen Furchen. Blickrichtung Nord, Länge 4 m.

Abb. 4 Runde Grube mit Hitzesteinen und bronzezeitlicher Keramik. Die rosaroten Markierungen kennzeichnen die Keramikscherben.

bei diesem Befund um die Reste eines zur Siedlung gehörenden Weges handelte.

Nicht weit davon entfernt fand sich eine kreisrunde, dunkle Verfärbung mit einem Durchmesser von 2 m. Es handelte sich um eine Grube, die im Zentrum 0,4 m tief in den B-Horizont hineinreichte (Abb. 4). Sie war verfüllt mit einem holzkohlehaltigen Sediment und einer grösseren Menge dicht an dicht liegenden und gestellten Hitzesteinen. Ausserdem beinhaltete der Befund eine grosse Anzahl bronzezeitlicher Keramikscherben, darunter einige grössere Gefässteile, sowie einen Klopfstein. Im Umfeld der Grube kamen einige weitere kleinere Vertiefungen zum Vorschein, die zumindest teilweise ebenfalls menschlichen Ursprungs sein dürften.

Rund 70 m südlich der beiden bereits erwähnten bronzezeitlichen «Häuser 1 und 2» lief die von bronzezeitlichen Keramikscherben begleitete Hitzesteinstreuung aus. Dort fand sich in einer rechteckigen Mulde eine dichte Hitzesteinpackung auf einem stark holzkohlehaltigen Sediment. Um diesen als Feuergrube angesprochenen Befund gruppierten sich einige Pfostenlöcher mit Keilsteinen. Es handelt sich dabei um die südlichsten noch erhaltenen konstruktiven Befunde der Siedlung.

Schliesslich kam nahe der Kreuzstrasse, am Südrand der Baugrube, ein neuzeitlicher, knapp 6 m tiefer Sodbrunnen aus Trockenmauerwerk zum Vorschein. Der Steinkranz mit einem Durchmesser von 2,4 m war über einer hölzernen Substruktion errichtet worden. Aus der Brunnenverfüllung stammen ein senkrecht stehender 4 m langer Teuchel sowie eine grosse Menge neuzeitlichen Abfalls, darunter diverse Schuhe und Eisenteile. Die Nähe zur Kreuzstrasse lässt vermuten, dass es sich beim Brunnen um eine ehemalige Pferdetränke handelte.

An Kleinfunden sind eine kleine, vermutlich neolithische Steinbeilklinge, ein Renaissance-Tonpüppchen, ein Schaffhauser Batzen von 1526 sowie ein noch nicht genauer datierbarer Schwyzer Rappen aus der Zeit zwischen 1782 und 1846 zu erwähnen.

GS-Nr. 794.
Ereignisnr. Archäologie: 1907.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: David Jecker und Gishan Schaeren.
Inventar der Fundmünzen Schweiz: Stephen Doswald.
Literatur: Ursula Gnepf Horisberger und Sandy Hämmerle, Cham-Oberwil, Hof (Kanton Zug). Befunde und Funde aus der Glockenbecherkultur und der Bronzezeit. Basel 2001 (Antiqua 33). – Tugium 26, 2010, 18–21; 27, 2011, 21–23 und 53–56; 28, 2012, 29f.; 29, 2013, 33f.; 30, 2014, 35f.; 31, 2015, 38f. – JbAS 93, 2010, 221; 94, 2011, 236; 95, 2012, 186f.; 96, 2013, 178f.; 97, 2014, 206f.; 98, 2015, 183f.

Abb. 1 Cham, Scheuermattstrasse 1–5, «Technikum». Ansicht von Südosten, nach der Sanierung.

Abb. 2 Treppenhaus mit maseriertem Wohnungsabschluss, nach der Sanierung.

Cham, Scheuermattstrasse 1, 3, 5, Mehrfamilienhaus «Technikum»

Ein Baudenkmal erwacht wieder zum Leben

Das «Technikum» ist ein repräsentatives Wohnhaus mit grosszügigen Geschosswohnungen, das 1920 von Baumeister Wilhelm Hauser für die bei Nestlé & Anglo-Swiss beschäftigten Ingenieure gebaut wurde. Der lange, zweigeschossige Baukörper mit hohem Mansardwalmdach, drei selbständig erschlossenen Hausteilen und zwei gartenseitig leicht vorspringenden Kopfbauten besticht durch seine zeittypische, herausragende Architekturqualität. Dazu gehören Baudetails wie die Eckquaderung, die drei klassizistischen, säulengetragenen Vordächer an den Hauseingängen und die Ausbildung des Walmdachs mit Giebellukarnen (Abb. 1). Die Grundrisse der Wohnungen in den beiden Kopfbauten waren ungewöhnlich um einen L-förmigen Erschliessungsraum organisiert, der aus einem Korridor und, neben dem zentral liegenden Treppenhaus, aus einer Halle bestand. Im mittleren Gebäudetrakt lagen in den beiden Vollgeschossen je zwei kleinere Wohnungen, im Dachgeschoss waren frei zumietbare Mansardzimmer untergebracht.

Die ursprüngliche Anglo-Swiss Condensed Milk Company war nicht nur der bedeutendste Arbeitgeber in Cham, sondern auch eine bedeutende Bauherrschaft, die mit Fabrik- und Verwaltungsbauten, Fabrikantenvillen und Wohnhäusern das Dorf Cham entscheidend geprägt hat. Die aussergewöhnliche Grundrissdisposition, der sorgfältig detaillierte Innenausbau und das repräsentative Äussere zeugen von der Absicht, Wohnungen für gehobene Ansprüche anzubieten. Somit war das «Technikum» in den 1920er Jahren das grösste und wohl markanteste Wohnhaus in Cham.

Das «Technikum» ist Teil des baulichen Erbes aus der Blüte der Industriezeit in Cham. Die noch bestehenden Bauten aus dieser Zeit sind im Ort dispers verstreut und markieren am jeweiligen Standort als Zeitzeugen einen Teil dieser Geschichte. Sie bilden historische Wegmarken im Stadtgefüge und sind in diesem Sinn standortbezogene Koordinaten der für Cham typischen Fabrikgeschichte. Die von der Scheuermattstrasse zurückgesetzte Lage des «Technikums» schafft vor den drei Hauseingängen eine Vorzone von schon fast repräsentativem Ausmass. Diese Vorzone ist für ein Mehrfamilienhaus aus dieser Zeit ungewöhnlich und verstärkt den noblen Charakter der Wohnanlage. Dank diesem Freiraum konnte das «Technikum» seine städtebauliche Wirkung bis heute behalten.

Die Gemeinde Cham hatte Interesse an einem Kauf der Liegenschaft – dies aus drei Gründen: Erstens konnte mit einem Kauf eine verworrene Vorgeschichte entspannt werden, zweitens beabsichtigte der Gemeinderat, preisgünstige Wohnungen zur Verfügung zu stellen (ein Legislaturziel des Gemeinderates), und drittens ist die Parzelle eine wichtige strategische Reserve für die zukünftige Schulraumplanung. Die Chamer Bevölkerung hat sich am 9. Juni 2013 für den Kauf der Liegenschaft an der Scheuermattstrasse ausgesprochen und zusätzlich einem Planungs- und Baukredit zugestimmt. Bevor jedoch mit den Sanierungsarbeiten begonnen werden konnte, musste ein bereits bewilligtes Projekt der ehemaligen Bauherrschaft überarbeitet und den neuen Bedürfnissen angepasst werden – dies sehr im Sinne der Denkmalpflege. So wurde unter anderem auf einen zusätzlichen Neubau und eine Tiefgarage verzichtet. Im Weiteren hatten die Architekten die Aufgabe, im denkmalgeschützten Gebäude preisgünstige

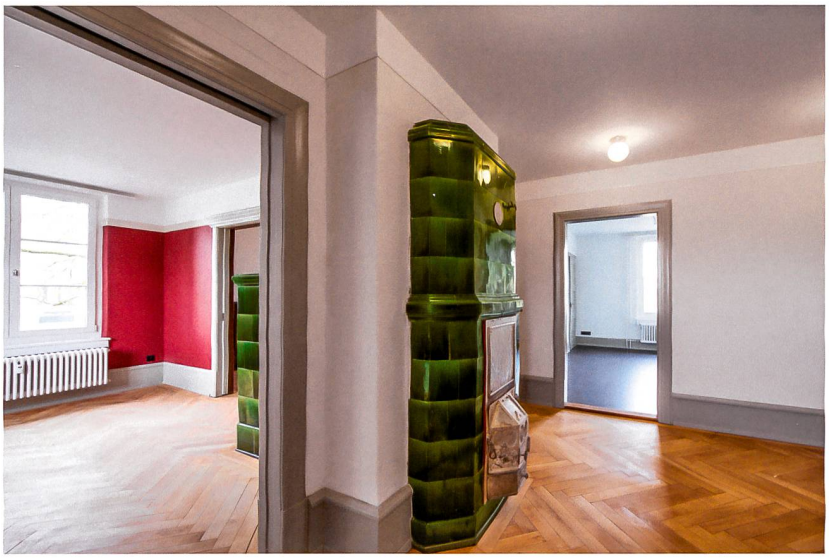


Abb. 3 Wohnung im ersten Obergeschoss, nach der Sanierung.

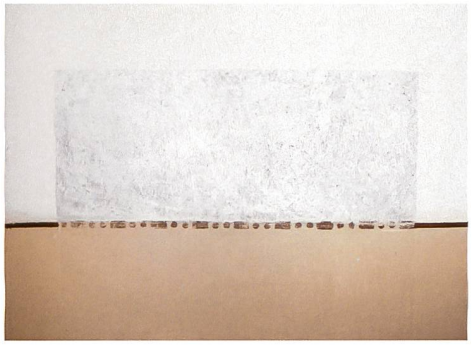


Abb. 4 Referenzfeld im Treppenhaus, nach der Sanierung.

Wohnungen zu realisieren. Eine der wichtigsten Fragestellungen war die Wärmedämmung des Gebäudes. Eine Aussenisolation schien auf den ersten Blick unmöglich zu sein. Detaillierte Abklärungen einer Innenisolation ergaben jedoch unbefriedigende Lösungen. Um die historische Balkenlage sinnvoll abzudichten, hätten erhaltenswerte Oberflächen wie Bodenbeläge oder Wandverkleidungen partiell zerstört werden müssen. Die äussere Putz- und Farbschicht wurde darauf genau analysiert – mit dem Ergebnis, dass es sich bei der jüngsten Farbfassung um einen Dispersionsanstrich auf hydraulischem Putz handelte. Schnell war man sich einig, dass die Dispersionsfarbe entfernt werden musste. Neue bauphysikalische Berechnungen konzentrierten sich auf mögliche energetische Lösungen der äusseren Schicht. Dank einem neuwertigen 20 mm dicken Hochleistungsdämmputz konnten die minimalen Anforderungen erfüllt und ein neuer rein mineralischer Putz- und Farbaufbau realisiert werden.

Eine weitere Herausforderung galt den wunderschön maserierten Wohnungsabschlüssen zu den Treppenhäusern in Holz. Raffiniert unterteilte Wohnungen ermöglichten den mehrheitlichen Erhalt dieser hochwertigen Holzfronten, indem sie keine Brandabschnittsfunktion übernehmen mussten (Abb. 2). Generell wurden historische Bodenbeläge oder Wandverkleidungen belassen und sorgfältig restauriert oder ergänzt (Abb. 3). Ein besonderes Augenmerk galt den original erhaltenen Linoleumböden mit Rauten- oder Ornamentikmuster. Diese reich verzierten Böden sind von hochwertiger Qualität und waren relativ gut erhalten. Ein Mitarbeiter eines Fachbetriebs für Denkmalpflege und Student der Hochschule der Künste in Bern nahm sich dieser Böden und deren Restaurierung an.

Die ursprüngliche Farbigkeit des äusseren aber auch inneren Erscheinungsbildes wurde sorgfältig untersucht und sondiert. Das äussere Bild entsprach einer zurückhaltenden klassischen Farbgebung und wurde im Sinne einer Befundinterpretation rekonstruiert. Im Inneren wiesen die Treppenhäuser ursprünglich eine einfache dekorative Wandflächengestaltung auf. Die graugrün gestrichene Sockelfläche wurde durch einen schablonierten Perlstab abgeschlossen. Darüber folgte ein mit weisser Leimfarbe gefasstes Wandoberteil. Zwischenzeitlich wurde diese Wandflächengestaltung jedoch mehrfach überfasst. Aus Kostengründen verzichtete die Bauherrschaft auf eine aufwendige Freilegung. Die neue Farbfassung orientiert sich ebenfalls am Bestand im Sinne einer modernen Befundinterpretation. Damit die historische Fassung noch spürbar bleibt, wurde je ein grösseres Referenzfeld pro Treppenhaus freigelegt und restauriert (Abb. 4).

Nach rund einem Jahr Planung erfolgte am 20. September 2014 der Baustart, und am 16. Januar 2016 konnte der fertig sanierte Bau der Bauherrschaft und den neuen Bewohnerinnen und Bewohnern übergeben werden.

GS-Nr. 234, Ass.-Nr. 345a, 344a, 343a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Monika Twerenbold.
Planung: CST Architekten AG, Zug.

Abb. 1 Menzingen, Edlibach, Bildungshaus Bad Schönbrunn.

Abb. 2 Decke mit den sanierten Beleuchtungskörpern.

Menzingen, Edlibach, Bad Schönbrunn, Lassalle-Haus

Der respektvolle Umgang mit der harmonikalen Bauweise von André Studer

Im Jahr 1860 eröffnete der Menzinger Dorfarzt Peter Josef Hegglin am Westhang des Menzingerberges in Schönbrunn, auf dem von ihm zwei Jahre zuvor erworbenen quellenreichen Grundstück nahe der mittelalterlichen Bartholomäuskapelle, die «Wasserheil-Anstalt Bad Schönbrunn». Hauptgebäude war das Kurhaus, welches in den Folgejahren mehrmals erweitert und mit diversen Nebenbauten ergänzt wurde. So entstand bis Ende des 19. Jahrhunderts eine bedeutende Baugruppe mit Parkanlage. 1930 wurde die Kuranlage durch den Verein «Bad Schönbrunn» erworben und durch den Jesuitenorden als «Bildungshaus Bad Schönbrunn» einer neuen Bestimmung zugeführt. Die Nutzung als Bildungsstätte war so erfolgreich, dass 1963 der Abbruch des Kurhauses und die Erstellung eines Neubaus geplant wurden.

1964 bis 1970 schuf der Architekt André M. Studer aus Gockhausen das neue, heute bestehende Hauptgebäude sowie ein Angestelltenhaus. Studer gehörte zu den bedeutenden Schweizer Architekten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Neben Geschäftshäusern und einigen Kirchenbauten im Kanton Zürich gilt das Bildungszentrum als ein Hauptwerk im Schaffen des Architekten. Beim «Bildungshaus Bad Schönbrunn», heute «Lassalle-Haus», handelt es sich um einen zeittypischen Sichtbetonbau, dessen architektonische Form sich explizit aus seiner Funktion ableitet. Die V-förmige Anlage folgt einem übergeordneten «Thema», dem Thema der Einkehr. Nordseitig enthalten grossformatige, rechteckige Baukörper die Eingangshalle, die Kapellen und die Gemeinschaftsräume. Die von ihnen ausgehenden unterschiedlich langen Flügel umfassen in wechselnden Abwinklungen einen Hof, der sich nach Süden öffnet und erweitert. Wie bei allen Bauten und Projekten von André M. Studer basiert das Lassalle-Haus in Grund- und Aufriss auf drei kombinierten Masssystemen. Das ist erstens im Sinne des menschlichen Urmasses das Grundmass von 30 cm. Alle Masse, vom kleinsten Detail bis zu den äusseren Abmessungen, betragen ein Mehrfaches oder einen Bruchteil von 30 cm. Zweitens besteht ein Hauptraster von 1,8 auf 3,0 m. Dieses durchgehende Raster hält als Einheit in der Vielfalt die unterschiedlichen Teile der Anlage zusammen. Und drittens gründen die Proportionen der Architektur, ausgehend vom Grundmass von 30 cm, auf der harmonikalen Bauweise. Diese bezieht sich unmittelbar auf ganzzahlige Proportionen, die in der Natur vorkommen und insbesondere für die musikalischen Intervalle gelten. Die Kombination dieser Masssysteme verleiht dem Gebäude einen menschlichen Massstab, der unmittelbar erfahrbar ist. Im Innern kontrastiert die reiche plastische Gestaltung mit der Beschränkung auf wenige Baumaterialien. Was durch den Gebrauch berührt wird, ist in der Regel aus naturbelassenem Material, Holz, Leder, Baumwolle. Massivbauteile sind je nach Funktion, Standort und Bedeutung weiss verputzt, roher Sichtbeton oder Glas. Die Bodenplatten sind aus Solothurner Muschelkalkstein. Die Synthese von Gegensatzpaaren wie offen–geschlossen, Fenster–Wand, verputzt–unverputzt, schmal–breit, Holz–Beton, Fläche–Linie schafft eine klösterlich anmutende, meditative Stimmung.

Das Gebäude wird seit 1993 «Lassalle-Haus» genannt, nach dem Jesuitenpater Hugo Enomiya Lassalle SJ. Dieser gilt als Pionier des buddhistisch-christlichen Dialogs und als

Abb. 3 Halle im Zendotrakt.

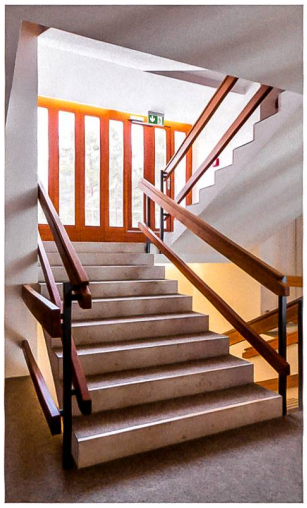


Abb. 4 Treppenanlage mit neuer Fluchttüre auf das Flachdach.

Abb. 5 Villa, Ansicht von Südwesten, nach der Sanierung.

Erneuerer der Spiritualität. Das Lassalle-Haus ist heute ein Zentrum für interreligiöse Begegnung mit den Schwerpunkten Spiritualität, Dialog und Verantwortung (Abb. 1).

Die Gartenanlage wurde 1970 vom Landschaftsarchitekten Josef A. Seleger gestaltet. Die Gartenplanung verbindet Elemente des ursprünglichen Kurparks (Baumallee, Waldpark) mit der Architektur von André M. Studer und bezieht sich auf die Nutzung als Bildungshaus. Es ist ein Wegenetz mit Begegnungs- und Rückzugsorten angelegt, einer Grabstätte für die Ordensmitglieder, Meditationsbereichen, Teichen, einer Arena, ruhigen Sitzmöglichkeiten und einer aussichtsreichen Terrasse. Gartenanlage, Baukörper und Innenräume bilden, ganz der harmonikalen Bauweise entsprechend, wie bei einem Musikstück eine durchkomponierte Einheit, die harmonisch in die Landschaft eingebettet ist.

Das Gebäude aus den späten 1960er Jahren musste 2014/15 einer Generalsanierung unterzogen werden. Die Bauarbeiten dauerten rund achtzehn Monate. Für diese Zeit konnten sich die Jesuiten mit einem etwas reduzierten Bildungsangebot im Institut der Menzinger Schwestern im Dorf Menzingen einquartieren. Die beiden unter Denkmalschutz gestellten Häuser, das Haupthaus und die alte Villa des ehemaligen Kurhotels Bad Schönbrunn, wurden in enger Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege saniert. Die umfangreichsten baulichen Massnahmen umfasste das Haupthaus mit der energetischen Sanierung des Daches, der Gebäudehülle sowie der Heizungs- und Lüftungsanlagen. Zudem wurden die sanitären und elektrischen Anlagen (Abb. 2), Küche und Lingerie erneuert und in fünfzig Gästezimmern moderne Nasszellen eingebaut. Aufwendig gestaltete sich die energetische Sanierung der teils über 6 m hohen Fenster. So wurde das Glas durch besseres Isolationsglas ersetzt. Im Weiteren mussten Brandschutzvorkehrungen in den Korridoren und grossen Aufenthaltsräumen eingebaut werden. Die Unterteilung der grosszügigen, raumübergreifenden Bereiche in einzelne Brandabschnitte war anspruchsvoll und herausfordernd (Abb. 3). So mussten partiell Decken brandschutztechnisch aufgerüstet und ersetzt werden, zusätzliche Türen in den Korridoren eingebaut oder neue Fluchtmöglichkeiten über Ausgänge ins Freie gewährleistet werden (Abb. 4). Sämtliche Einbauten oder neue Bauteile orientieren sich an der Architektursprache des Studer-Baus und wurden möglichst unauffällig und selbstverständlich in die Anlage integriert. Die einfache Formensprache und reduzierte Materialität und Farbigkeit galt es zu respektieren und entsprechend umzusetzen.

Die ehemalige Villa des Kurhotels Bad Schönbrunn wurde ebenfalls umfassend saniert und im Inneren umgebaut. Nebst zusätzlichen Seminarräumen im Erd- und ersten Obergeschoss können die Kursteilnehmer neu in den oberen beiden Geschossen wohnen. Besondere Aufmerksamkeit galt der Neufassung der Villa. Anhand von freigelegten Sondieröffnungen und mehreren Bemusterungen am Bau einigte man sich auf eine Neuinterpretation der Farbgestaltung, mehr oder weniger ausgehend vom Befund (Abb. 5).

GS-Nr. 535, Ass.-Nr. 253b, 253c.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Monika Twerenbold.
Planung: weberreinhardt Generalplaner AG, Zürich.
Literatur: Archithese 4, 2007, 86–90. – Athos 44, 2005, 52–55. – KDM Zug NA. 1, 198. – Dittli 2007, Band 1, 140. – Dokumentation historisch wertvoller Gärten 2011, Kanton Zug, 179–190. – Menzinger Zeitung, Nr. 31, 2004, 18. – Zuger Bautenführer 1982, 112.

Abb. 1 Risch, Berchtwil 5, Stuberhof. Ansicht von Südosten, nach der Sanierung.

Abb. 2 Ansicht von Nordwesten, nach der Sanierung.

Risch, Berchtwil 5, Stuberhof, Bauernhaus

Ein Umbau nahe am Bestand mitten im Weiler Berchtwil

Der Weiler Berchtwil in der Gemeinde Risch liegt auf einer flachen Geländekuppe an der ehemaligen Landstrasse von Zürich nach Luzern. Bereits im frühen 17. Jahrhundert wird eine Kapelle in Berchtwil erwähnt. Sie scheint ein Treffpunkt für Pilger gewesen zu sein, auf dem Weg nach Einsiedeln. Im Verlaufe des 17. und 18. Jahrhunderts gruppierten sich allmählich Bauernhäuser und Ökonomiegebäude um die Kapelle. Der Stuberhof ist eines der prägendsten und repräsentativsten Bauernhäuser des Weilers (Abb. 1 und 2). Laut dem ersten Lagerbuch der kantonalen Gebäudeversicherung gehörten zum Stuberhof in der Zeit um 1813 eine grosse Hofscheune, zwei Weidscheunen, eine Trotte, ein Schweinestall, eine Brenn- und Waschhütte samt Dörrofen sowie eine gemauerte Sennhütte. Benannt ist der Hof nach Johann Stuber, welcher von 1846 bis 1883 im Besitz der Liegenschaft war. Im Vorfeld eines sanften Umbaus des Wohnhauses wurde dessen Vorzustand fotografisch festgehalten und eine dendrochronologische Datierung der Bausubstanz vorgenommen. Für die Altersbestimmung wurden den Balken des Blockgefüges acht Bohrproben entnommen. Die fünf Proben mit Waldkante enden in den Jahren zwischen 1723 und 1728, es ist daher von einer Errichtung des Hauses kurz nach 1728 auszugehen.

Beim stattlichen Wohngebäude mit einer Grundfläche von ca. 138 m² (12,8 × 10,8 m) handelt es sich um ein Blockgefüge, wobei eine partielle Ständerkonstruktion im ersten Vollgeschoss wohl ebenfalls aus der Bauzeit stammen dürfte. In der Bauernhausforschung ist bekannt, dass der Kanton Zug zur Übergangszone gehört, in der Ständerbauten die Vorherrschaft des Blockbaus ablösten. Nach 1700 ist eine deutliche Zunahme von Mischbauten auf Kosten der Blockbauten im Kanton Zug festzustellen. Insbesondere in der Gemeinde Risch scheint diese Mischbauweise beliebt gewesen zu sein.

Das Bauernhaus Stuberhof ist einer der wenigen noch intakt erhaltenen Mischbauten im Kanton. Der durch einen breiten Quergang über alle Geschosse dreigeteilte Holzaufbau steht auf einem gemauerten Sockelgeschoss. Die gesamte Grundfläche ist unterkellert. Ungewöhnlich für die Gegend ist das Tonnengewölbe im Kellerraum des Hinterhauses. Die Zimmermannsarbeiten sind ausserordentlich sorgfältig ausgeführt und schlagen sich auch in hübschen Baudetails nieder, wie etwa den «Rössliverzierungen» an den Blockkonsolen. Erwähnenswert ist aber auch die in einzelnen Räumen angetroffene Ausstattung. In der Stube befindet sich ein reich mit Intarsien verziertes Buffet (Abb. 3), welches an der Rückwand die Jahreszahl 1758 aufweist. Die Inschrift im Fries des Buffetkranzes verweist auf den damaligen Besitzer des Hauses, den Seckelmeister Silvan Knüsel. Aus dieser Zeit stammen auch die Rahmentüren mit Schweifungen in den Füllungsecken. Etwas jünger, wohl in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingebaut, sind die Felder-Täfelungen, der Wandschrank mit Uhrkasten und der Kachelofen mit hellblauen Kacheln und weissem Rahmen. Mit dem Kellergewölbe und der Stubenausstattung manifestiert der Stuberhof die Wohnstätte einer vermögenden Bauernschaft. Beim Wohnhaus Stuberhof handelt es sich vom Keller bis zum First, aussen und innen, um ein sehr gut erhaltenes Bauernhaus des 18. Jahrhunderts.

Abb. 3 Stube im Hochparterre, nach der Sanierung.

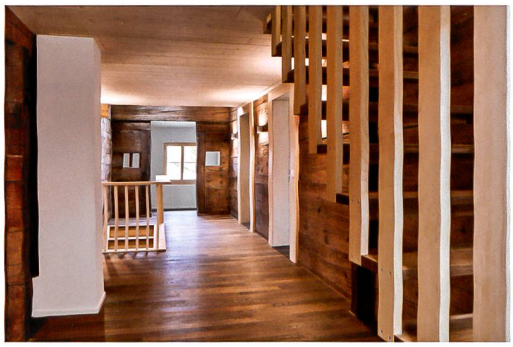


Abb. 4 Korridor, erstes Obergeschoss, nach der Sanierung.

Anfang 2015 wurde ein sorgfältig ausgearbeitetes Umbauprojekt der Denkmalpflege zur Stellungnahme vorgelegt. Dank der Nutzung des Bauernhauses durch nur eine Partei konnten umständliche Umbauten wie separate Erschliessungen, restriktive Schall- und Brandschutzauflagen sowie aufwendige Einbauten vermieden werden. So blieb die Grundrissstruktur mit Querkorridor, Vorder- und Hinterhaus erhalten. Der Umbau orientiert sich nahe am Bestand, so erfolgt auch die Erschliessung der Geschosse nach wie vor über eine einläufige Treppe im Korridorbereich (Abb. 4). Sämtliche Aussenwände wurden innen sorgfältig isoliert und zum Teil neu vertäfert. Die Bauherrschaft wünschte sich einen grosszügigeren Wohnbereich und so wurden die Stube und die Nebenstube zu einem grossen Raum zusammengeführt. Der Wandschrank mit Uhrkasten aus der Zwischenwand Stube/Nebenstube blieb jedoch erhalten und wurde in das neue, einfach gestemmte Wandtäfer integriert. Der Kachelofen musste zurückgebaut und der Feuerraum und die Rauchgaszüge komplett erneuert werden. Er zeigt nun als raumtrennendes Objekt die ehemalige Unterteilung in Stube und Nebenstube.

Aussen wurde das Bauernhaus instand gestellt, die Gewände der Fenster sowie die Fenster ersetzt, das Holzwerk aufgefrischt und das Dach neu mit Biberschwanzziegeln eingedeckt. Mit der Rückführung der eher unschönen Küchenbefensterung aus den 1960er Jahren und dem Abbrechen einer nachträglich angebrachten horizontalen Holzverkleidung konnte die Nordfassade aufgewertet werden. Auch eine neue vertikale Deckleistenschalung und optimierte Öffnungen des nordwestlichen Anbaus aus den 1960er Jahren wirken sich sehr positiv auf das äussere Erscheinungsbild aus (Abb. 2). Sämtliche neuen Holzteile an den Fassaden sind in unbehandeltem, naturbelassenem Holz ausgeführt.

GS-Nr. 2234, Ass.-Nr. 1366a.
Ereignisnr. Archäologie: 2010.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Monika Twerenbold, Eugen Jans und Anette JeanRichard.
Planung: Hugo Sieber, Zug.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.

Literatur: KDM ZG NA. 2, 420. – Häuser am Weg, Gemeinde Risch. Breiten–Binzmühle–Berchtwil (Faltprospekt). Baar 2000. – Brigitte Moser, Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Holzbauten im Kanton Zug. Der Bohlen-Ständerbau. Zug 2015 (Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 8.2).

Abb. 1 Unterägeri, Alte Landstrasse 105, ehemaliges Gasthaus Kreuz. Ansicht von Nordosten, nach der Sanierung.

Unterägeri, Alte Landstrasse 105, ehemaliges Gasthaus Kreuz

Ein jahrhundertealter Dorftreffpunkt für Einwohner, Pilger und Händler

Das ehemalige Gasthaus Kreuz im alten Ortskern des Dorfes Unterägeri (Abb. 1) bildet gemeinsam mit der Kirche sowie dem Pfarrhaus ein historisch bedeutsames Ensemble. Für lange Zeit war es ein beliebtes Etappenziel für die nach Einsiedeln wallfahrenden Pilger. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurden darin ausserdem eine Poststelle und eine Salzablage eingerichtet. Gleichzeitig diente es mit der einzigen Brotverkaufsstelle in der Umgebung als wichtiger Treffpunkt für die Bevölkerung. Die Familie Iten, welche seit über 350 Jahren im Besitz der Liegenschaft ist, gab den Wirtsbetrieb im Jahr 2013 auf. Bevor der Kernbau saniert und der südliche Saalanbau abgebrochen wurde, fand eine baugeschichtliche Untersuchung statt.

Das ehemalige Gasthaus Kreuz besteht im Kern aus einem zweigeschossigen Blockbau, welcher auf einem gemauerten Kellersockel steht. Die giebelständige Hauptfassade im Osten ist auf die Oberdorfstrasse ausgerichtet. Der Haupteingang befand sich auf der nördlichen Traufseite an der Alten Landstrasse, der wichtigsten historischen Verkehrsachse durch das Ägerital. Die fast quadratische Grundfläche von rund 150 m² ergibt sich durch eine Trauffassadenlänge von ca. 12,3 m und eine Giebelfassadenlänge von ca. 12,2 m. Für zeitgleich errichtete Blockbauten in der Zentralschweiz sind dies aussergewöhnlich grosse Dimensionen. Ausser den aus Hartholz gearbeiteten Dübeln bestanden sämtliche hölzerne Werkteile aus Weisstanne und Fichte. Die Auswertung der dendrochronologischen Proben mit Waldkante ergab für den Kernbau Fälldaten im Sommer 1533 und im Winter 1534, was einen Baubeginn im Frühling 1534 wahrscheinlich macht.

Im Sockelgeschoss waren ursprünglich drei Kellerräume eingerichtet. Die Raumhöhen betrugen zwischen 1,85 m und 3,8 m. Schlitzfenster dienten zur Belichtung und Belüftung. Der südwestliche Teil war wohl durch angeschüttetes Material ebenerdig zum Fussbodenniveau im ersten Wohngeschoss angelegt. Im ersten Vollgeschoss des Holzaufbaus waren im Norden des Vorderhauses eine grosse Stube und im Süden eine kleine Nebenstube eingerichtet. Getrennt durch einen Quergang, befand sich im Hinterhaus westlich gegenüber der Stube eine weitere ofenbeheizte Kammer (Abb. 2). Den Räumen im ersten Vollgeschoss waren repräsentative Bohlen-Balkendecken, Eingänge mit verzierten Mantelstüden sowie grosse Fensterwagen zu eigen. Die grosszügig angelegte Rauchküche war bis unter die Dachbalken offen und besass auf der rückwärtigen Giebelfassade als Besonderheit eine schmale Türöffnung. Womöglich diente diese als Durchgang auf einen Abort. Im zweiten Vollgeschoss waren im Vorderhaus drei Kammern eingerichtet, welche von einer gegen die Rauchküche offenen Galerie über separate Zugänge betreten werden konnten. Im Hinterhaus bestand in der Nordwestecke eine vierte Kammer, die ebenfalls von der Galerie her zugänglich war. Die Kammern dieses Geschosses waren mit einfachen Bohlendecken ausgestattet; die Türöffnungen wurden von wandbündigen Pfosten flankiert. An der Nord- und Südseite der Galerie belegen Ausgänge die Existenz bauzeitlicher Lauben vor den Trauffassaden.

Das bauzeitliche Dach ist nicht mehr vorhanden, seine Konstruktion und Ausrichtung konnte jedoch während der Untersuchung nachvollzogen werden. Es handelte sich um

Abb. 2 Blick in die nordwestliche Eckkammer im ersten Vollgeschoss mit Bohlenbalkendecke.

Abb. 3 Aus den Zwischenböden und den Schwundrissen der Balkenwände des Kernbaus wurden über 134 Fundstücke geborgen.

ein Pfetten-Rafendach mit Ost–West verlaufendem First. Im Bereich des Vorderhauses konnten zwei firstgetrennte, symmetrische Kammern und im Hinterhausbereich eine weitere Eckkammer nachgewiesen werden. Seitlich der Dachkammern bestanden Schlüpfe. Anno 1836 war das ursprüngliche Dach abgetragen worden. Das zweite Vollgeschoss wurde um mehr als einen halben Meter erhöht und neu ein zweigeschossig ausgebautes Giebeldach mit Aufschieblingen errichtet. Ergänzend erfuhren die Tür- und Fensteröffnungen im ganzen Haus eine Vergrösserung.

Der im Süden an den Kernbau angefügte hölzerne Saalbau stand auf einem gemauerten Sockel und wurde durch ein von Norden nach Süden verlaufendes Sparrendach abgeschlossen. Gemäss dendrochronologischer Datierung wurde er 1880 erbaut. Der Hauptzugang erfolgte von der einstigen Nebenstube im Kernbau. Der Saal wies eine über eine Treppe zugängliche, balkonartige Galerie und eine mit Stuck gerahmte Decke auf. Jene sowie die Wände waren partiell mit jugendstilzeitlichen Wandmalereien ausgestattet, die in zarten Farben Weinranken und Vögel zeigten. Diese Pracht war zu Beginn der Bauuntersuchung von einer Fasertapete komplett verdeckt gewesen und konnte nur in kleinen Bereichen freigelegt werden.

Ende April 2013 endete mit der Schliessung des Restaurants Kreuz eine fast 500-jährige Geschichte. Die Besitzerfamilie beabsichtigte das Gebäude umzunutzen und nahm Kontakt mit der Gemeinde und der Denkmalpflege auf. Im Rahmen einer Machbarkeitsstudie wurde geprüft, mit welchem Aufwand und Resultat das Gebäude umgebaut und erweitert werden kann. Um eine sinnvolle Weiternutzung der ganzen Liegenschaft zu ermöglichen, entschied sich die Bauherrschaft schliesslich im Einvernehmen mit der Denkmalpflege, den historisch weniger bedeutenden Saalanbau aus dem 19. Jahrhundert durch einen etwas grösseren Neubau mit vergleichbarer Silhouette zu ersetzen. Um den Kernbau zu entlasten, wurde das gemeinsame Treppenhaus mit Lift als Bindeglied im Neubau angeordnet. Zudem befinden sich die Steigzonen und Nasszellen neben dem neuen Treppenhaus, damit die alte Bausubstanz geschont werden konnte. Im Altbau übernehmen die Wohnungen die Raumdisposition des Blockbaus mit Querkorridor, Vorder- und Hinterhaus. Die historische Bausubstanz ist weitestgehend erhalten, zum Teil musste sie verstärkt werden. Partiell sind historische Blockwände in den Wohnungen sichtbar oder hinter modernen Verkleidungen erhalten, so auch die spätmittelalterliche Bohlen-Balkendecke über der ehemaligen Gaststube. Heute sind im Ersatzbau für den Saal und im Gründungsbau insgesamt acht Wohnungen eingerichtet.

GS-Nr. 463, Ass.-Nr. 62a.
Ereignisnr. Archäologie: 1969.02.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Irene Wehrli, Armin Thürig, Melanie Mastel, Isa Gasi, Fabienne Oberli, Anette JeanRichard und Monika Twerenbold.
Planung: Zumbühl & Heggli, Zug.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 361 – Dittli 2007, 1, 471. – Albert Iten, Die Iten Talleute zu Ägeri. Zug 1962. – Franz Iten, Das Gasthaus zum «Kreuz» in Unterägeri. Heimatklänge, Zug 1941, 191ff. – Renato Morosoli et al., Ägerital, seine Geschichte, Band 1 und 2, Oberägeri und Unterägeri 2003. – Anton Weber, Glasmalereien im Zugerlande. In: ZNbl. 1889, 18–25.

Abb. 1 Zug, Bahnhofstrasse 1–5, Zuger Kantonalbank. Originalzustand.

Abb. 2 Kassenhalle im originalen Zustand.

Zug, Bahnhofstrasse 1–5, Zuger Kantonalbank

Eine Nachkriegsperle in internationalem Gewand

Seit dem 19. Jahrhundert befand sich eine Bank («Sparkassa Zug») am Postplatz in Zug, dem städtebaulichen Scharnier zwischen Alt- und Neustadt. Hier, an prominenter Lage eingangs Bahnhofstrasse, stand das 1848/49 erbaute ehemalige Wohnhaus mit Büro. Der schlicht gestaltete, dreigeschossige, klassizistische Walmdachbau war zusammen mit dem Regierungsgebäude, dem Verwaltungsgebäude am Postplatz, der ehemaligen Apotheke sowie dem Post- und Telegrafengebäude bis zu seinem Abbruch 1954 eines der prägenden Häuser an diesem Ort.

1938 erwarb die Zuger Kantonalbank diese und eine angrenzende Liegenschaft und veranstaltete 1949 einen Projektwettbewerb für einen Neubau. Die noch jungen Zuger Architekten Leo Hafner (1924–2015) und Alfons Wiederkehr (1915–1985) gingen als Sieger hervor und erzielten gleich zu Beginn ihrer Karriere einen architektonischen Wurf, welcher dem bisher von historisierenden Bauten geprägten Platz ein städtebaulich-architektonisch neues Gesicht verlieh. Nach sechsjähriger Planungsperiode und dreijähriger Bauzeit nahm das neue Bankverwaltungsgebäude im Frühjahr 1958 seinen Betrieb auf (Abb. 1).

Die Konstruktionsart und Materialwahl wurden durch die speziellen Baugrundverhältnisse beeinflusst. Geologische Untersuchungen ergaben, dass das Gebäudegewicht die Schwere des Aushubmaterials nicht übersteigen durfte, woraus eine gemischte Bauweise resultierte, welche die Architekten gekonnt in ein spannendes Gleichgewicht brachten. Die in weissem Lasa-Naturstein verkleidete, nach aussen hin massiv und tragend in Erscheinung tretende Fassade ist, zusammen mit den strassenseitigen Arkaden, von rationalistischer Nüchternheit geprägt. In der platzseitig fensterlosen Partie über den Arkaden markiert die vom Künstler Josef Rickenbacher (1925–2004) gestaltete, in die Fassade integrierte, figurative Steinskulptur den ostseitigen Eingang. Sie steht symbolisch für den Wohlstand in Form von Ernte und Äufnung.

Die als «Curtain-Wall» konzipierten Metallfensterpartien in den Obergeschossen sind in Elementbauweise ausgeführt und gehörten zu den ersten ihrer Art in der Schweiz. Sie vermitteln in ihrer optischen Leichtigkeit auch ein bisschen Fassadenflair des Lever House in Manhattan. Mit der stark auskragenden, teilweise perforierten Dachplatte verleiht die scheinbar schwebende Dachkrone dem Neubau einen prägnanten Abschluss.

Ohne überflüssigen Luxus geformt und gestaltet, stellt der Bau hinsichtlich Form, Farbe und Material im Ausdruck eine bewusste Beschränkung dar. Der unter den Arkaden versetzte Lasa-Naturstein zieht sich bis in die Empfangshalle hinein und stellt so einen Bezug zwischen aussen und innen her. Die teils mit grünem Serpentin oder Ulmenholz verkleideten Innenwände bilden einen stimmigen Rahmen, welcher mit der geschwungenen Treppe ins Obergeschoss einen gestalterisch raffinierten Akzent erhielt (Abb. 2). Trotz einiger Umbauarbeiten im Publikumsbereich 1984 blieben die prägenden Gestaltungselemente, zu denen auch der Lichthof mit der heruntergehängten Oberlichtdecke zählt, bis zum Umbau 2013 erhalten.

Im Frühjahr 2010 beauftragte die Bank die Zuger Architekten Wiederkehr Krummenacher mit der Totalsanierung

Abb. 3 Hauptgebäude der Zuger Kantonalbank, 2016, nach der Sanierung.

Abb. 4 Ehemalige Kassenhalle, Zustand 2016.

des Hauptsitzes, welcher vor allem energetisch nicht mehr genügte. Am 22. Dezember 2014 wurde das Baudenkmal von regionaler Bedeutung unter kantonalen Schutz gestellt. Der Schutzumfang betrifft den Gebäudestandort, seine äussere Erscheinung, die historische Baustruktur (tragende Wände, Böden und Decken), die ursprünglichen und die rekonstruierten Bodenbeläge und Wandoberflächen im Publikumsbereich im Erdgeschoss und im ersten Obergeschoss sowie die geschwungene Treppe im Eingangsbereich. Die Büroräume in den Obergeschossen wurden vom Schutzumfang ausgenommen, was zahlreiche bauliche Erneuerungen im Innern ermöglichte. So wurde beispielsweise der vormals offene Lichthof überdacht und in Teilen zur umlaufenden Erschliessungsgalerie der verschiedenen Büroflächen umgeformt. Zwei komplett neue Kerne für Treppenhäuser und Aufzüge bündeln einen Grossteil der Haustechnik und tangieren dank ihrer peripheren Positionierung die schützenswerten Bereiche nicht. Betrieblich wurde die Bank in den Obergeschossen und Teilen des Erdgeschosses konzentriert. Die Elementbauweise der Vorhangfassade ermöglichte deren Komplettersatz im gestalterischen Sinne des Originals sowie deren energetische Optimierung.

Mitten in den Umbauarbeiten, welche im Januar 2013 starteten, stand am 17. Juli 2014 das Dachgeschoss des Hauptsitzes in Flammen und zerstörte das eingezogene Attikageschoss mit dem auskragenden Dach vollständig, welches dadurch abgebrochen werden musste. In den darunterliegenden Geschossen entstand grosser Sachschaden durch Löschwasser und Rauchablagerungen, sodass die bereits erfolgten und sich in Ausführung befundenen Ausbauarbeiten wieder in den Rohbauzustand zurückgeführt werden mussten. Der Schaden warf den Terminplan um etliche Monate zurück und hatte zur Folge, dass das Attikageschoss, mit Ausnahme der prägnanten Dachkrone, im Innern und Äussern neu gestaltet und die Lichthofüberdachung optimiert wurde.

Im Juli 2016 wurde die Kantonalbank im Rahmen des Zuger Seefests feierlich eröffnet und erstrahlt seither wieder in ihrem alten Glanz (Abb. 3 und 4).

GS-Nr. 2800, Ass.-Nr. 454a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Thomas Ingold.
Planung: Wiederkehr Krummenacher Architekten AG, Zug.
Literatur: Zuger Bautenführer 2013, 44–47. – Zuger Kantonalbank. Das neue Hauptbank-Gebäude erbaut 1955–1959. In: ZNbl. 1959, 63–69. – Benedikt Huber, Kantonalbank Zug. In: (Das) Werk 46, 1959, 176–179.

Abb. 1 Zug, Hofstrasse 2, Priesterheim. Östliches Giebelfeld des Hauses von 1700 während der Bauarbeiten. Blick nach Westen.

Abb. 2 Enfilade in der Wohnung Ost im ersten Obergeschoss, nach der Sanierung.

Zug, Hofstrasse 2, Priesterheim

Modernes Wohnen im historischen Stil

Das denkmalgeschützte Wohnhaus Hofstrasse 2 steht auf der Flur Frauensteinmatt am äusseren Südrand der Altstadt. Auf der Zuger Stadtansicht von Matthäus Merian aus dem Jahr 1642 sind auf der betreffenden Parzelle zwei dicht beieinander stehende Häuser erkennbar. Wie sich bei der Bauuntersuchung herausstellte, besteht das angetroffene Gebäude tatsächlich aus zwei separat errichteten Gebäudeteilen. Baugeschichtliche Beobachtungen und eine dendrochronologische Beprobung des Bauholzes zeigten allerdings, dass es sich dabei nicht mehr um die von Merian dargestellten Häuser handelt: Der Westteil des heutigen Baus ist im Jahr 1700 als eigenständiges Haus komplett neu errichtet worden. Das Sockel- und das erste Wohngeschoss sind gemauert, beim zweiten und dritten Wohngeschoss handelte es sich um eine Fachwerkkonstruktion. Darauf erhob sich ein steiles Satteldach. Der Ostteil des heute bestehenden Hauses wurde im Jahr 1740 an den älteren Bau angefügt. Im gemauerten Sockelgeschoss des Anbaus fand ein kleines Mauerstück und ein steinerner Türsturz mit der eingemeisselten Jahreszahl 1615 aus einem Vorgängerbau Wiederverwendung. Die restlichen Geschosse sind in Fachwerkbauweise erstellt. Ein neuer, gemeinsamer Dachstuhl überdeckte jetzt sowohl das ursprünglich frei stehende Haus von 1700 als auch den östlichen Anbau. Erstaunlicherweise blieben dabei die beiden etwas niedrigeren Giebelfelder des älteren Baus von 1700 im Dachraum erhalten (Abb. 1).

Bei der Bauuntersuchung konnten diverse Tapetenfragmente geborgen werden, darunter einige prächtige Stücke aus der Frühzeit der Tapetenherstellung im 18. Jahrhundert. Aber nicht nur die Tapeten sind bemerkenswert, sondern teilweise auch die verwendete Unterlage. So wurden an einer Stelle handbeschriebene Pergamente aus einem mittelalterlichen Buch zur Ausebnung der Tapezierfläche aufgeklebt.

Als erster, gesicherter Besitzer eines Hauses im «Fraúwen Stein» wird 1718 Joseph Mooß fassbar. Über eine Heirat gelangte die Liegenschaft in der Zeit um 1725 von der Familie Mooß (oder Muos) in den Besitz der Familie Keiser. In den Jahren 1863 bis 1866 fanden diverse Umbauten statt. Diese standen in Zusammenhang mit dem 1862 bis 1869 im Haus beherbergten katholischen Handelsinstitut des Menzinger Arztes und Pädagogen Dr. Johann Baptist Staub. Die zeitlebens ledig gebliebenen Geschwister Georg und Helena Keiser richteten 1915 die Stiftung Priesterheim zum Frauenstein ein, in deren Vermögen das Haus an der Hofstrasse 2 überging. Die Umnutzung als Priesterheim führte 1929 zu einem tief greifenden, vom Zuger Architekten Emil Weber realisierten Umbau.

Die in die Jahre gekommenen Wohnungen im stattlichen Priesterheim genügten den heutigen Ansprüchen nicht mehr und mussten renoviert werden. Ein erstes Bedürfnis war eine behindertengerechte Erschliessung sämtlicher Wohnungen, auch der neuen Dachwohnung. Dem Wunsch nach einem Lift kam die Denkmalpflege nach, handelt es sich doch nach wie vor um ein Wohnhaus für pensionierte Priester. Mit den Architekten wurde eine optimale Platzierung gesucht, damit möglichst wenig der wertvollen historischen Bausubstanz tangiert wird. Mit dem Lifteinbau konnte zudem das Treppenhaus von einem eher unpassenden und wuchtigen Treppenlift befreit werden.

Abb. 3 Korridor mit alten Bodenkacheln in der Wohnung Ost im zweiten Obergeschoss, nach der Sanierung.

Abb. 4 Reich maserierter Raum in der Wohnung Ost im zweiten Obergeschoss, nach der Sanierung.

Diverse Oberflächen aus unterschiedlichen Zeitepochen weisen auf die interessante Baugeschichte des Gebäudes hin. Diese wurden in einem ersten Schritt auf ihre Fassungen untersucht. Der Untersuchungsbericht diente als Grundlage für die Bearbeitung eines Farbkonzepts, welches den diversen Raumstimmungen gerecht werden sollte (Abb. 2). In den Korridoren des östlichen Hausteils aus dem Jahre 1740 sind die wertvollen Böden sowie die originalen barocken Türeinfassungen und Türen erwähnenswert (Abb. 3). Zum Teil handelt es sich um massive Nussbaumtüren inklusive den Gewänden, zum Teil waren sie ursprünglich mit einer Holzimitationsmalerei gefasst, nachträglich jedoch mit hellen Kunstharzfarben überstrichen worden. Diese barocken Türgewände und Türen wurden sorgfältig restauriert und in ihren ursprünglichen Zustand zurückversetzt, das heisst neu maseriert.

Besonders hervorzuheben ist der vollständig vertäferte Raum im zweiten Obergeschoss. Das barocke Wandtäfer ist original erhalten, wurde jedoch mehrfach überstrichen. Die einfach gestemmte Holzdecke ist jünger, vermutlich stammt sie aus den späten 1920er Jahren. Um dem Raum wieder eine barocke Erscheinung zu verleihen, rekonstruierte man die ursprünglichen Nussbaum-Oberflächen des Wandtäfers. Auch die stilistisch weniger passende, jüngere Holzdecke wurde maseriert und fügt sich gut in den Raum ein. Der blaue Kachelofen kommt inmitten der maserierten Oberflächen sehr schön zur Geltung (Abb. 4).

Einen grösseren restauratorischen und finanziellen Aufwand betrieb man ebenfalls in der ehemaligen Kapelle im Erdgeschoss. Der Raum soll neu als «Raum der Stille», als eine Art meditativer Aufenthaltsraum, genutzt werden. Besonders hervorzuheben ist das steinerne Türgewände mit geschweiftem Spitzbogen und der Jahreszahl 1615. Die Holztüre selbst stammt wohl aus der Zeit um 1740 und weist reiche geschmiedete Türbeschläge auf. Die barocke Türe war einst reich bemalt. Die Fassungen des Türgewändes, der Beschläge und der Holztüre wurden nach Befund originalgetreu rekonstruiert. Zudem konnte die original erhaltene, aber mehrfach überstrichene Stuckdecke sorgfältig freigelegt werden.

Die restlichen Räume wurden im Sinne einer Befundrekonstruktion mehr oder weniger originalgetreu gestrichen und die wunderbaren Parkettböden aufgefrischt. Dank einer gelungenen Zusammenarbeit mit der Bauherrschaft, den Architekten und der Denkmalpflege entstanden sechs grosszügige Wohnungen in originellen, sehr individuellen Zuschnitten.

GS-Nr. 1397, Ass.-Nr. 286a.
Ereignisnr. Archäologie: 1886.2.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Marzell Camenzind-Nigg, Anette JeanRichard und Monika Twerenbold.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.
Planung: axess Architekten AG, Zug.
Literatur: KDM ZG 1935, 497. – Dittli 2007, 2, 175. – INSA Zug, 518. – Thomas Brunner, Das Quartier St. Michael in Zug. In: Tugium 24, 2008, 96.

Abb. 1 Zug, Pilatusstrasse 2 und Erlenstrasse 16. Ansicht von Südwesten, nach der Sanierung.

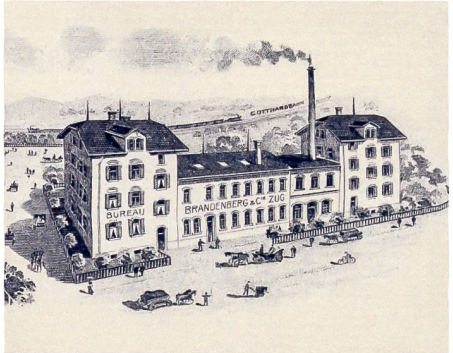


Abb. 2 Briefpapierkopf der Firma Brandenberg & Cie.

Zug, Pilatusstrasse 2 und Erlenstrasse 16, ehemaliges Fabrikgebäude und Wohnhaus

Sorgfältige Restaurierung einer historischen Häuserzeile

Der Gewerbebau Pilatusstrasse 2 und die beiden daran anschliessenden Wohnhäuser Erlenstrasse 16 und Gotthardstrasse 27 bilden zusammen ein gut erhaltenes Ensemble im Bahnhofsquartier aus dem frühen 20. Jahrhundert (Abb. 1). Sie sind Teil der städtebaulichen Entwicklung, die durch den Bau des neuen Bahnhofs 1897 ausgelöst wurde. Die zwischen der Gotthardstrasse und der Erlenstrasse liegende Häuserzeile entstand zwischen 1902 und 1905 im Auftrag der Firma «Brandenberg & Cie. Zug», die Pumpen, Apparate und Armaturen herstellte. In einer ersten Etappe wurden das zweigeschossige Fabrikgebäude mit dem südlich anschliessenden, damals nur eingeschossigen Anbau für die Schmelzerei und Löterei sowie das im Norden stehende Wohnhaus Gotthardstrasse 27 errichtet. Wenige Jahre später erfolgten die Erhöhung des Anbaus und der Bau des daran anschliessenden Wohnhauses Erlenstrasse 16 als südlicher Abschluss. So entstand die erste geschlossene Häuserzeile im Bahnhofquartier, die sich durch Bauten im späthistoristischen Stil auszeichnet (Abb. 2).

Der Fabrikbau mit Werkstatt und Magazin wurde bis 1920 von Brandenberg & Cie. genutzt. Danach dienten die Fabrikräume über Jahrzehnte zur Lagerung und zum Verkauf von Lederwaren durch die Buchmann & Co. AG. 1996 wurden die Pilatusstrasse 2 und die Erlenstrasse 16 schliesslich von der Familie Nussbaumer übernommen. Der ehemalige Fabrikbau diente fortan bis 2014 als Firmensitz der Nussbaumer Elektro Zug AG.

Die prägnante Häuserzeile, die weitgehend unverändert erhalten geblieben ist, ist nicht nur von städtebaulicher Bedeutung, sie ist auch ein wichtiger Zeuge der Wohn- und Arbeitskultur der damaligen Zeit. Um den Erhalt dieser für das Stadtbild sehr wertvollen Baudenkmäler auch in Zukunft zu sichern, wurden die Pilatusstrasse 2 und die Erlenstrasse 16 auf Antrag der Eigentümerschaft 2014 unter Schutz gestellt. Da die Gebäude sanierungsbedürftig waren und neue Mieter für den Gewerbebau gesucht werden mussten, wurde ein Umbauprojekt erarbeitet. Ziel war es, die historischen Gebäude sanft zu sanieren, ihr bauzeitliches Erscheinungsbild wieder herzustellen und die oberen Geschosse des ehemaligen Fabrikgebäudes zu Wohnzwecken umzunutzen.

Das Wohnhaus wurde aussen saniert. Hier wie auch beim Gewerbebau dienten Analysen des Putzaufbaus und der Farbschichten als Grundlage für die Instandstellung der Fassaden. Der gut hundertjährige Putz musste beim Wohnhaus lediglich repariert werden. Die Farbigkeit der Fassaden wurde in der bauzeitlichen Art wiederhergestellt, der Anstrich erfolgte in «a secco»-Technik. Zudem wurden die backsteinernen Segmentbögen, die floralen Kachelbänder über den Fensterstürzen und die Zierkacheln unter den Sohlbänken, die teilweise übermalt waren, sorgfältig freigelegt (Abb. 3). Bei der Gestaltung der neuen Fenster orientierte man sich an den wenigen, noch vorhandenen bauzeitlichen Fenstern sowie an historischen Fotografien. Die historische Eingangstür wurde restauriert und mit einer Öllasur aufgefrischt. Bei den Balkonen mussten die Platten erneuert und die bestehenden, feingliedrigen Eisengeländer leicht angehoben werden.

Auch beim Gewerbebau wurde die originale Farbigkeit der Fassaden wiederhergestellt. Da hier zuerst ein neuer

Abb. 3 Detail einer Zierkachel am Wohnhaus Erlenstrasse 16.

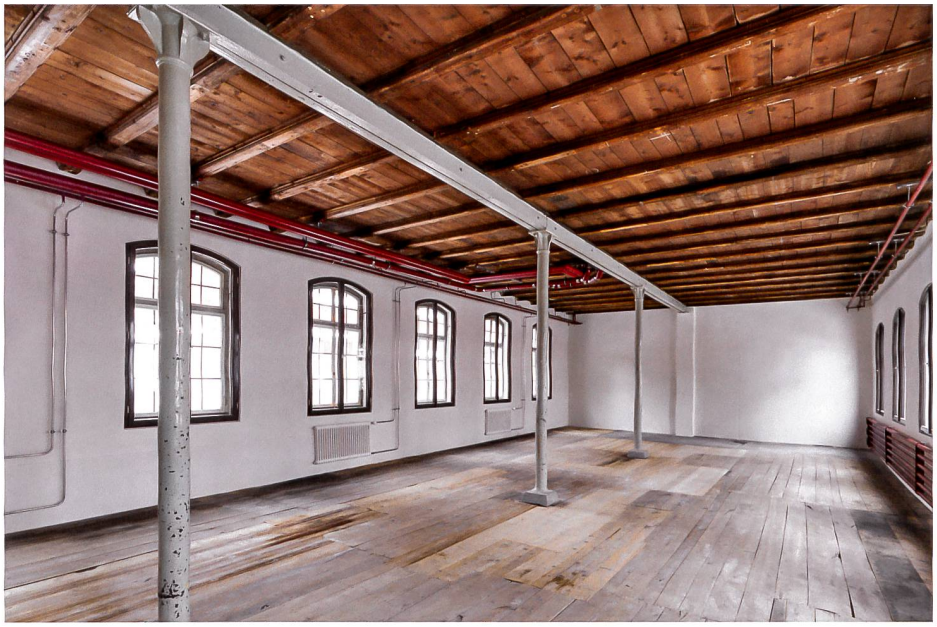


Abb. 4 Ehemaliger Gewerberaum im Erdgeschoss. Bauzeitliche Stützen und freigelegte Holzdecke, nach der Sanierung.

mineralischer Deckputz aufgetragen werden musste, erfolgte der Anstrich bei diesem Bau auf den noch feuchten Kalkputz in «a fresco»-Technik. Sämtliche historischen Fenster im Erdgeschoss wurden repariert und mittels innen additiv angebrachter neuer Fenster ertüchtigt. Die oberen Geschosse wurden mit neuen, nach historischen Vorlagen angefertigten Fenstern ausgestattet. Das Gebäude erhielt einen neuen repräsentativen Eingang, der sich in seiner Gestaltung an jenen des Wohnhauses anlehnt. Die beiden neu geschaffenen Wohnungen wurden rückwärtig mit je einem Balkon ausgestattet. Das Dach konnte mit den bestehenden Falzziegeln umgedeckt werden. Zur Belichtung der Dachwohnung wurden neue Giebellukarnen eingebaut, deren Farbgebung sich an jene des bestehenden Holzwerkes anlehnt.

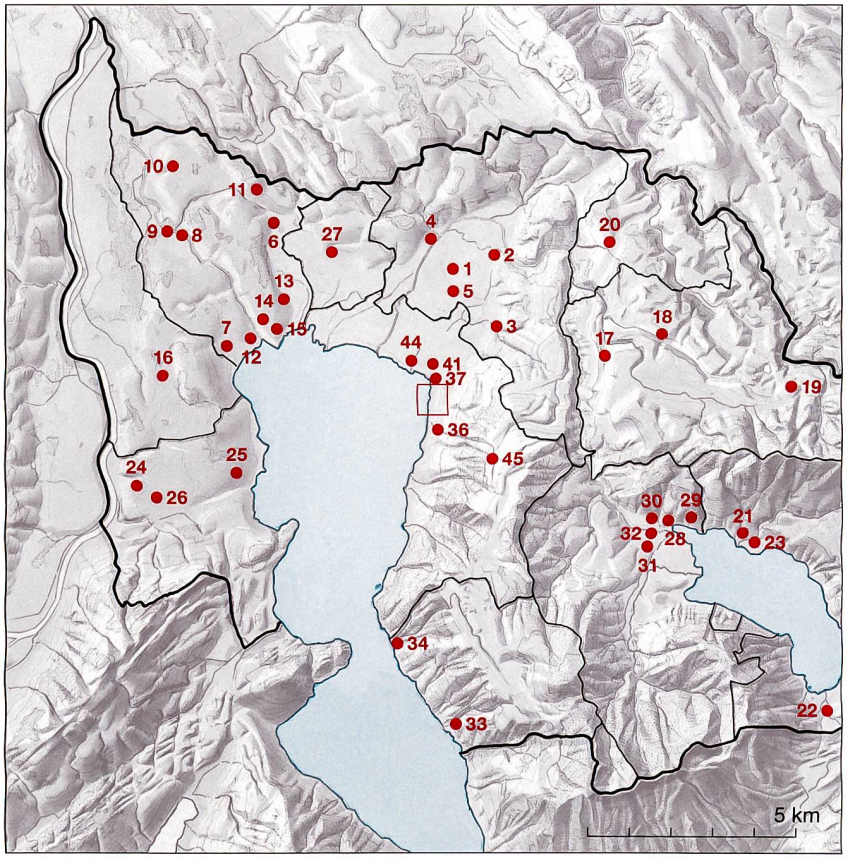
Im Innern sollte der ursprüngliche Charakter der offenen Werkstatthallen so weit als möglich wiederhergestellt werden (Abb. 4). Dazu wurden spätere Einbauten entfernt und die Wohnungen als offene Loftwohnungen projektiert. Der Holzriemenboden konnte in allen Geschossen erhalten bleiben und musste lediglich repariert, gereinigt und wo nötig ergänzt werden. Hinter den modernen Gipsdecken kamen die originalen Holzdecken zum Vorschein. Diese wurden freigelegt und gereinigt. Aus feuerpolizeilichen Gründen mussten die Deckenkonstruktionen verstärkt werden, dadurch konnten aber die raumprägenden Stahlstützen auf Sicht belassen werden. Zur Erschliessung der Dachwohnung wurde die Holztreppe um 90 Grad gedreht. Deren Untersicht musste verkleidet und die Wangen seitlich etwas verbreitert werden. Dank dieser Massnahmen ist es gelungen, die Treppe samt den ziervoll gedrechselten Staketen zu erhalten. Ebenso aufwendig war die Restaurierung einer historischen Prägetapete, deren Überreste überraschenderweise im Erdgeschoss zum Vorschein gekommen waren. Die Tapete wurde behutsam gereinigt, die Fehlstellen farblich retuschiert. Für die Gestaltung der beiden Wohnungen liessen sich der Architekt und die Bauherrschaft von der einstigen Nutzung durch den Lederhändler inspirieren, der seine Waren in grossen Kisten lagerte, die in den offenen Fabrikräumen standen. In Anlehnung daran wurden die beiden Loftwohnungen mit je zwei kistenartigen Einbauten für Nasszellen und Küche ausgestattet, sodass der Eindruck der offenen Hallen heute wieder erlebbar ist. Dies trifft auch auf das Erdgeschoss zu, das heute als Coiffeursalon genutzt wird.

Die beiden Liegenschaften wurden nach denkmalpflegerischen Grundsätzen in aufwendiger Art restauriert. Ihr äusseres Erscheinungsbild erfuhr dadurch eine deutliche Aufwertung, die dem Quartierbild zugutekommt. Dank der Unterschutzstellung und des subtilen Umgangs mit der historischen Substanz konnte ihr Erhalt auch für die Zukunft gesichert werden.

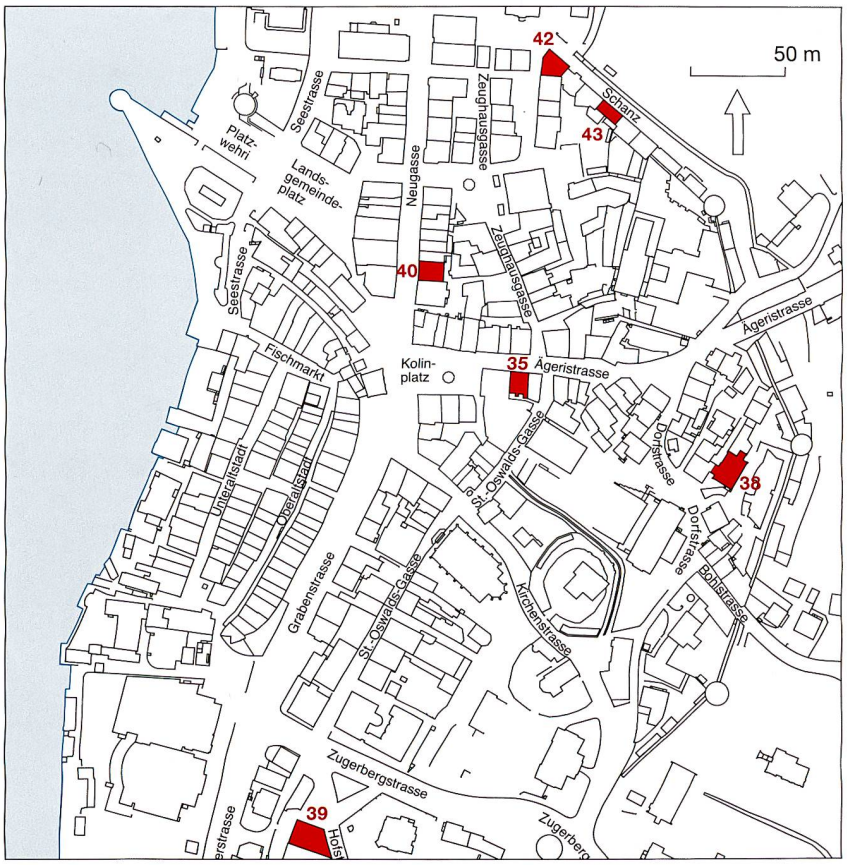
GS-Nr. 540, 539, Ass.-Nr. 817a, 3323a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Monika Twerenbold und Nathalie Walter.
Planung: Eggenspieler Röösli Architekten, Zug.
Literatur: INSA Zug, 513, 528.

1 **Baar,** *Kirchgasse 1, Wohnhaus*
2 **Baar,** *Langgasse 47a, Wohnhaus*
3 **Baar,** *Inwil, Mühlematt, Wohnhaus, ehemalige Mühle*
4 **Baar,** *Blickensdorf, Steinhauserstrasse 4*
5 **Baar,** *Zugerstrasse 29*
6 **Cham,** *Bibersee*
7 **Cham,** *Eichmatt II*
8 **Cham,** *Hagendorn, Dorfstrasse 25*
9 **Cham,** *Hagendorn, Flurstrasse 51*
10 **Cham,** *Hagendorn, Hubletzen, Triangulationssignal Nr. 1111 0161*
11 **Cham,** *Oberwil, Hof III*
12 **Cham,** *Luzernerstrasse 40, Alter Raben*
13 **Cham,** *Moos, Wohnhaus*
14 **Cham,** *Scheuermattstrasse 1, 3, 5, Mehrfamilienhaus «Technikum»*
15 **Cham,** *Seestrasse 25*
16 **Hünenberg,** *Burgruine*
17 **Menzingen,** *Edlibach, Bad Schönbrunn, Lassalle-Haus*
18 **Menzingen,** *Hauptstrasse 9, ehemaliges Wirtshaus Adler*
19 **Menzingen,** *Finstersee, Seehof, ehemaliger Gasthof*
20 **Neuheim,** *Hafnerhof 1, Wohnhaus*
21 **Oberägeri,** *Mitteldorfstrasse 31, Wohnhaus*
22 **Oberägeri,** *Morgarten*
23 **Oberägeri,** *Überbauung «Zentrum Oberägeri»*
24 **Risch,** *Berchtwil 5, Stuberhof, Bauernhaus*
25 **Risch,** *Buonas, Doppelspurausbau SBB, Zweieren*
26 **Risch,** *Rotkreuz, Industriestrasse 6*
27 **Steinhausen,** *Hiltibrunnen, Zentrum «Dreiklang»*
28 **Unterägeri,** *Alte Landstrasse 33, Wohnhaus*
29 **Unterägeri,** *Alte Landstrasse 75, Wohnhaus*
30 **Unterägeri,** *Alte Landstrasse 105, ehemaliges Gasthaus Kreuz*
31 **Unterägeri,** *Lindengasse 2, Wohnhaus*
32 **Unterägeri,** *Lorzenstrasse 3/5 und Höfnerstrasse 6, Wohnhäuser*
33 **Walchwil,** *Villa «Waldegg», Wohnhaus*
34 **Walchwil,** *Zugerstrasse 96, ehemaliges Restaurant Löwen*
35 **Zug,** *Ägeristrasse 4, Wohn- und Geschäftshaus*
36 **Zug,** *Sanierung Artherstrasse*
37 **Zug,** *Bahnhofstrasse 1–5, Zuger Kantonalbank*
38 **Zug,** *Dorfstrasse 15, Schlosshof*
39 **Zug,** *Hofstrasse 2, Priesterheim*
40 **Zug,** *Neugasse 27, Wohnhaus*
41 **Zug,** *Pilatusstrasse 2 und Erlenstrasse 16, ehemaliges Fabrikgebäude und Wohnhaus*
42 **Zug,** *Schanz 2, Wohn- und Geschäftshaus Schanzeck*
43 **Zug,** *Schanz 8, Wohnhaus*
44 **Zug,** *Schützenmatt*
45 **Zug,** *Unterhof 1, Wohnhaus*

Kanton Zug. *Objekte, die 2015 vom Amt für Denkmalpflege und Archäologie bearbeitet wurden und in der Rubrik «Ausgewählte Objekte» bzw. in den «Kurzberichten» vorgestellt sind (für Objekte in der Innenstadt von Zug s. unten).*



Stadt Zug, Innenstadt. *Objekte, die 2015 vom Amt für Denkmalpflege und Archäologie bearbeitet wurden und in der Rubrik «Ausgewählte Objekte» bzw. in den «Kurzberichten» vorgestellt sind.*



Kurzberichte

Baar, Kirchgasse 1, Wohnhaus: Aussensanierung

Das Wohnhaus befindet sich gegenüber der St.-Anna-Kapelle in der Ortsbildschutzzone um die stattliche Pfarrkirche St. Martin. Die Unterschutzstellung im Jahre 1980 war ein Postulat im Interesse des Umgebungsschutzes der benachbarten kirchlichen Baugruppe mit Pfarrkirche St. Martin, St.-Anna-Kapelle und Friedhof. Diese sakrale Baugruppe wird insbesondere auf der Westseite nach wie vor von einer Reihe ländlicher Altbauten begleitet, die durch ihre Kleinmassstäblichkeit die Monumentalität der beiden Sakralbauten zur Geltung bringen. Zugleich übernehmen diese Altbauten eine Art «Pufferfunktion» gegenüber den Neuüberbauungen, die südlich, westlich und nördlich der Ortsbildschutzzone völlig neue Massstäbe gesetzt haben.

Das Haus selbst ist in seiner heutigen Form im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts entstanden. Es handelt sich um ein traditionelles Holzhaus über einem Steinsockel, allseitig mit Rundschindeln verkleidet. Die regelmässig verteilten Einzelfenster und die geraden, eher schwach geneigten Dachflächen zeigen die klassizistische Grundhaltung der Entstehungszeit. Bei aller Zurückhaltung sind die guten Proportionen des Gebäudes bemerkenswert und bedeutend für das Ortsbild.

Vor der Aussensanierung wies das Holzhaus ein einheitliches, eher eintöniges Erscheinungsbild auf. Sämtliche Holzverkleidungen waren mit einer braunen Lasur gefasst und die wuchtigen Holzfenster hatten keine Sprossen. Ziel der jüngsten Aussensanierung war es, das äussere Erscheinungsbild zu erneuern und aufzuwerten. Mithilfe von historischen Aufnahmen konnten Jalousieläden mit beweglichen Brettern und feingliedrige Fenster mit aussenliegenden Holzsprossen rekonstruiert werden. Eine sorgfältige Farbgebung verleiht dem schmucken Holzhaus seine elegante, neue Erscheinung (Abb. 1).

GS-Nr. 504, Ass.-Nr. 67a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Monika Twerenbold.
Planung: Allplan AG, Baar.

Abb. 1 ***Baar, Kirchgasse 1.*** *Ansicht von Osten.*

Baar, Langgasse 47a, Wohnhaus: Bauuntersuchung vor Abbruch

Das Haus Langgasse 47a stand rund 1 km nordöstlich des Zentrums von Baar und musste im November 2015 einer Neuüberbauung weichen. Das ländliche Wohnhaus bestand aus einem gemauerten Sockel von 11,2 m Breite und 13,3 m Tiefe und einem darauf stehenden, zweigeschossigen Ständerbau mit Satteldach (Abb. 2). Der giebelständige Bau verfügte über einen dreiraumtiefen Grundriss aus Vorderhaus, zentralem Mittelgang und Hinterhaus. Während für die Wände des Vorderhauses und des Mittelgangs Kanthölzer verwendet wurden, bestanden die Wände im hinteren Hausteil aus Fachwerk mit gemauerten Ausfachungen. Der Dachstuhl erwies sich als Kombination einer liegenden Konstruktion und darauf lagernden, stehenden Firstsäulen. Das Kellergeschoss nahm die Raumaufteilung der Wohngeschosse vorweg: Ein von den Traufseiten her betretbarer Mittelgang durchzog die gesamte Hausbreite und erschloss die beidseitig angeordneten Kellerräume. Die Stube von rund 5 × 5 m Grundfläche und einer Raumhöhe von 2,25 m lag im südwestlichen Teil des ersten Wohngeschosses. In der östlich anschliessenden Nebenstube von gleicher Grösse haben sich fragmentarisch mehrere Täferschichten erhalten. Das unterste Täfer aus stehenden Brettern von 26–40 cm Breite und 3 cm Dicke war direkt an die Kantholzwand genagelt. Die Brettstösse waren verleimt und nur zirka alle 90 cm mit einer Leiste abgedeckt. Das vermutlich bauzeitliche Täfer war dunkelbraun gefasst. An den Schmalseiten des 2,8 m breiten Mittelgangs lagen die Hauszugänge. Regelmässig angeordnete Unterzugsbalken und in einer Nut liegende Deckenbretter im ersten und zweiten Wohngeschoss zeigten, dass der Mittelgangbereich seit der Bauzeit über geschlossene Decken verfügte. Die Küche von etwa 5 × 4,5 m nahm die westliche Hälfte des hinteren Hausteils ein. Die Lage des Rauchfangs über der ehemaligen Feuerstelle liess sich anhand eines Balkenwechsels in der Deckenkonstruktion und baulicher Hinweise im darüber liegenden Raum identifizieren. Diese Befunde belegen einen seit der Bauzeit des Hauses vorhandenen Kamin zur Abführung des Rauches. Das zweite Wohngeschoss mit einer ursprünglich identischen Raumaufteilung verfügte über eine beachtliche Raumhöhe von 2,4 m. Die Kantholzwände der Kammern des Vorderhauses mussten aufgrund verschiedener Hinweise noch vor der Mitte des 19. Jahrhunderts ersetzt oder erneuert worden sein. Die nördliche Wand des Mittelgangs und die Kammern im Hinterhaus bestanden aus Fachwerkwänden. Spezielle farbliche Gestaltungen oder Begleitmalereien konnten weder auf den Hölzern noch auf den Ausfachungen festgestellt werden. Die an den Schmalseiten des Mittelgangs angeordneten Ausgänge dienten zur Erschliessung der traufseitigen Lauben. Zwei liegende Stuhljoche über den Längswänden des Mittelgangbereichs

Abb. 2 ***Baar, Langgasse 47a.*** *Hauptfassade mit aufwendigem Giebelschmuck. Blick nach Norden.*

Abb. 3 ***Baar, Langgasse 47a.*** *Südliches Joch des liegenden Dachstuhls. Blick nach Süden.*

und zwei stehende Konstruktionen an der Fassade bildeten das erste, gut 2,5 m hohe Geschoss des Dachraums (Abb. 3). Die Firstpfette wurde von stehenden, rund 2,2 m hohen Firstsäulen, welche auf den Kehlbalken fussten, getragen. Hängebalken mit sternförmig geschnitzten Abschlüssen und eine geschweifte Giebelspange verliehen dem Giebelfeld der Hauptfassade ein repräsentatives Aussehen.

Die dendrochronologische Datierung von Bauhölzern des Ständergerüsts, des Fachwerks und des liegenden Dachstuhls ergaben Schlagdaten im Herbst/Winter 1695/96 und im Frühjahr 1696. Das Gebäude dürfte demgemäss 1696 errichtet worden sein. Das grosszügige Wohnhaus wurde zu unbekannter Zeit entlang dem First getrennt und in zwei Wohneinheiten aufgeteilt. Traufseitige Anbauten mit neuen vertikalen Hauserschliessungen kamen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hinzu. Der Fassadenputz am Vorderhaus, welcher die Erscheinung des Gebäudes wesentlich prägte, dürfte mit der Einrichtung der Einzelfenstereinteilung im Verlauf des 19. Jahrhunderts angebracht worden sein.

GS-Nr. 419, Ass.-Nr. 217a.
Ereignisnr. Archäologie: 2167.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Christoph Rösch, Melanie Mastel, Isa Gasi und Martin Janser.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Raymond Kontic, Basel.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 72.

Baar, Inwil, Mühlematt, Wohnhaus, ehemalige Mühle:
Kurzdokumentation vor Umbau

Im Frühjahr 2015 wurden die Umbauarbeiten im Wohnhaus Mühlematt (Abb. 4) baugeschichtlich begleitet. Daran, dass es sich beim Haus im Baarer Ortsteil Inwil einst um eine Mühle gehandelt hatte, erinnert heute lediglich die besondere

Abb. 4 ***Baar, Inwil, Haus Mühlematt.*** *Nord- und Westfassade vor dem Umbau.*

Lage des Hauses im Tobel des Talacherbaches sowie der hohe, den gesamten Hausgrundriss einnehmende Keller. Konstruktiv handelt es sich um einen Fachwerkbau auf einem partiell ins Gelände eingetieften Mauersockel. Den oberen Abschluss bildet ein steiles Sparrendach. Das aus Lesesteinen gemauerte Sockelgeschoss nimmt den gesamten Hausgrundriss ein und weist eine annähernd quadratische Grundfläche von ca. 144 m² auf. Die Höhe der Kellerräume ist mit 3,5 m aussergewöhnlich und dürfte durch das ursprünglich hier untergebrachte Mahlwerk bedingt gewesen sein. Bemerkenswert sind zwei im Mauerwerk des Kellersockels eingelassene Portale mit sorgfältig gehauenen Gewänden aus Sandstein. Sowohl für das Rundbogenportal in der Nordfassade als auch für das Spitzbogenportal in einer Kellerbinnenmauer liess sich der Einbau der Gewände als Spolien nachweisen. Die beiden Wohngeschosse des Fachwerkaufbaus werden je durch einen 2,1 m breiten Korridor in einen 5,2 m tiefen Nordteil mit Kammern und Stuben und einen 4 m tiefen Südteil mit Küche und weiteren Kammern getrennt. Der zweigeschossig angelegte Dachstuhl bot viel Platz zur Lagerung des Mahlguts. Eine Raumaufteilung bestand hier zu keiner Zeit.

Die dendrochronologische Beprobung von Hölzern vom Sockelgeschoss bis ins Dachwerk ergab bei sechs Bohrproben mit Waldkante Fälldaten von 1694 bis 1696. Mit dem Baubeginn ist noch vor 1700 zu rechnen.

GS-Nr. 4197, Ass.-Nr. 293a.
Ereignisnr. Archäologie: 2120.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Markus Bolli und Anette JeanRichard.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.
Literatur: Dittli 2007, 3, 339 (s. v. Müli), 348 (s. v. Mülibach) und 352 (s. v. Mülimatt). – KDM ZG NA. 1, 100. – Häuser am Weg 4: Sternenhof–Inwil–Grund (Faltprospekt), Baar 2001.

Baar, Blickensdorf, Steinhauserstrasse 4: Aushubüberwachung

Die an der Steinhauserstrasse 4 in Blickensdorf gelegene Bauparzelle lag seit 1988 brach und wurde zum Jahresende 2015 hin überbaut. Bis Herbst 1988 stand auf dem Gelände ein Fachwerkbau mit gemauertem Sockelgeschoss aus dem Jahre 1861, welcher vor dem Abbruch in einer eintägigen Kurzuntersuchung vom Amt für Denkmalpflege und Archäologie untersucht worden war.

Die Baugrube für den Neubau wurde während des Aushubs nach archäologischen Funden und Befunden abgesucht. Die in den steil abfallenden Hang gegrabene Baugrube legte vor allem den geologischen Aufbau des Baugeländes offen. Angeschnitten wurde der Mergelfels, der nach Norden, das heisst zum Bachtalenbach hin, stark abfiel und an dessen Flanke sich auf natürliche Weise ein mächtiges Paket aus einem leicht tonigen Sediment abgelagert hatte (Abb. 5). Das sterile Erdmaterial, in welchem höchstens einzelne kleine Holzkohlestücke vorkamen, war von den Ablagerungen des an der Bauparzelle vorbeifliessenden Bachtalenbachs bedeckt. Aus den über dem Bachgeschiebe anstehenden Erdschichten (Abb. 6) konnten wenig Geschirrkeramik aus dem 17./18. Jahrhundert, einige Tierknochen und ein nicht näher bestimmbarer Gegenstand aus Eisen geborgen werden – Funde, die wohl in die Zeit vor 1861 zurückreichen dürften. In weitaus grösserer Menge vorhanden waren Gebrauchskeramik, Glas und Porzellan, die wohl aus dem Haushalt des 1988 abgebrochenen Gebäudes stammten. Zusammen mit Bauschutt und Erdmaterial war das Gelände mit Haushaltabfällen eingeebnet worden. Archäologische Befunde aus der Zeit vor 1861 waren nicht vorhanden. Die in der östlichen Baugrubenwand angeschnittenen Gruben und Vertiefungen gehörten wohl zum abgebrochenen Gebäude. Es ist anzunehmen, dass

Abb. 5 ***Baar, Blickensdorf, Steinhauserstrasse 4.*** *Baustellenübersicht während des Aushubs der Baugrube. Mit steil abfallendem Felsen und Bodenaufbau.*

Abb. 6 ***Baar, Blickensdorf, Steinhauserstrasse 4.*** *Ausschnitt der bachseitigen Baugrubenwand mit fundführender Erdschicht über dem Bachkies.*

das Gelände bereits vor dem Hausbau 1861 grossflächig terrassiert und damit die archäologischen Schichten abgetragen worden waren.

GS-Nr. 1464.
Ereignisnr. Archäologie: 310.2.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Kilian Weber.
Literatur: Tugium 5, 1989, 23–24.

Baar, Zugerstrasse 29: Aushubüberwachung

Das Wohnhaus an der Zugerstrasse 29 in Baar ist Teil der Hofgruppe Feldhof. Es soll durch einen Neubau ersetzt und nach dessen Fertigstellung abgebrochen werden. Mit dem Aushub der direkt südöstlich an das bestehende Gebäude angrenzenden Baugrube wurde Anfang Dezember 2015 begonnen. Nach dem Abtrag der Humusschicht wurde die Fläche nach Funden abgesucht. Dabei kamen Metall- und Keramikfunde zum Vorschein, die mehrere Jahrtausende abdeckten: neben einer prähistorischen und zwei römischzeitlichen Scherben ergänzten das Wandfragment einer mittelalterlichen Becherkachel sowie Bruchstücke von spätmittelalterlichen/frühneuzeitlichen Trinkgläsern – unter anderem ein Noppenbecherfragment – das Fundspektrum. Ein Randstück einer mit dem Malhorn verzierten Schüssel war neuzeitlich (17./18. Jahrhundert). Die aufgefundenen Metallgegenstände, vor allem Nägel, liessen sich zeitlich nicht einordnen. Die Funde entstammten der Übergangszone zwischen Ober- und Unterboden. Deren chronologische Streuung widerspiegelt die starke Durchmischung des Erdmaterials, was mit der Beackerung des Geländes zu erklären ist. Entsprechend folgte in den Profilen am Rand der abhumusierten Baufläche auf die fundführende Erdschicht ein ockerbräunlicher Verwitterungsboden, der sich von dieser scharf abgrenzte.

Im Zuge der Aushubarbeiten wurde im Bereich des vormaligen Gemüsegartens, das heisst in rund 10 m Entfernung zum Wohnhaus, eine Mörtelmischgrube angeschnitten, die wohl mit dem Bau des Gebäudes in Verbindung gebracht werden kann (Abb. 7). Dieser geht gemäss der Datierung von Bauhölzern in die Zeit um 1787/88 zurück.

GS-Nr. 526.
Ereignisnr. Archäologie: 2012.2.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Kilian Weber.

Cham, Bibersee: Fischreusen als Gipsabguss erhalten

Im Jahr 2014 baggerte man einen Teil des verlandeten Bibersees auf dem Gemeindegebiet von Cham aus. Die Renaturierungsarbeiten wurden begleitet. Dabei fanden sich in verschiedenen Schichten des ehemaligen Seegrunds archäo-

Abb. 7 ***Baar, Zugerstrasse 29.*** *Wohnhaus der Liegenschaft Feldhof mit angeschnittenem Mörtelmischplatz im Bereich des ehemaligen Gemüsegartens. Situation während des Aushubs der Baugrube für einen Neubau.*

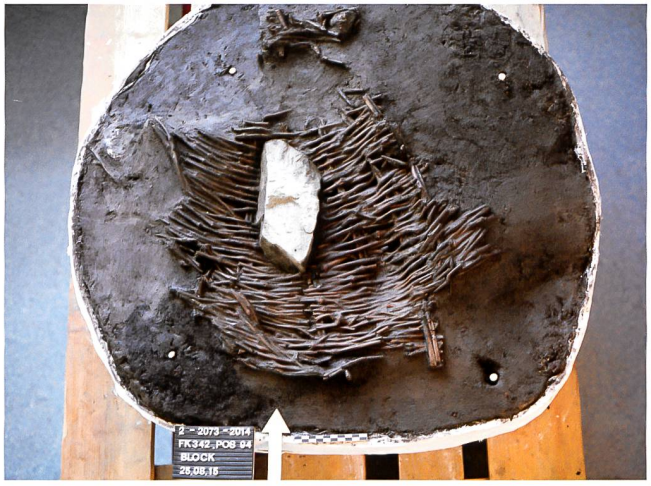


Abb. 8 ***Cham, Bibersee.*** *Blockbergung, Aufsicht auf die freigelegten Reste einer Fischreuse.*

logische Überreste. Darunter sind einige gut erhaltene Fischreusen. Die Hölzer der am besten erhaltenen Anlage wurden mit einer ^{14}C-Analyse datiert. Die Reuse stammt demnach aus dem 12. Jahrhundert. Einige der Reusen barg man als Erdblock (Abb. 8), um sie unter Laborbedingungen sorgfältig untersuchen zu können. Als Folge der Budgetkürzungen für das Jahr 2015 fehlten die Mittel für eine ordentliche Konservierung dieser Fischfanganlagen. Nach der abschliessenden Dokumentation hätte man die säuberlich freigelegten Geflechte deshalb entsorgen müssen. Der Bearbeiter Johannes Weiss versuchte stattdessen, einige der Reusenüberreste als Gipsabguss zu erhalten, nachdem zuvor von den verschiedenen, in der einstigen Fanganlage verbauten Holzteilen Proben entnommen worden waren. Mit diesen lassen sich die verwendeten Holzarten bestimmen sowie weitere holzanatomische Untersuchungen und allenfalls weitere Altersbestimmungen durchführen.

Um eine Negativform für den Gipsabguss zu erhalten, musste zuerst eine Form aus Silikon angefertigt werden. Die weiche Silikonform allein wäre zu wenig stabil, um darin einen Abguss herzustellen. Deshalb wurde sie mit einer soliden Stützschicht aus Gips verstärkt (Abb. 9.1). Erst so konnte die Kopie der Reuse aus Gips gegossen werden (Abb. 9.2 und 9.3). Den weissen Gips versuchte man möglichst nach dem Originalvorbild einzufärben (Abb. 9.4 und 9.5). Im Gegensatz zu einer konventionellen Konservierung der originalen Holzteile ist der Gipsabguss bedeutend anspruchsloser in der anschliessenden Behandlung und Aufbewahrung.

GS-Nr. 2293, 2298.
Ereignisnr. Archäologie: 2073.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Johannes Weiss.
Literatur: Tugium 31, 2015, 33–35.

Cham, Hagendorn, Dorfstrasse 25: Aushubüberwachung

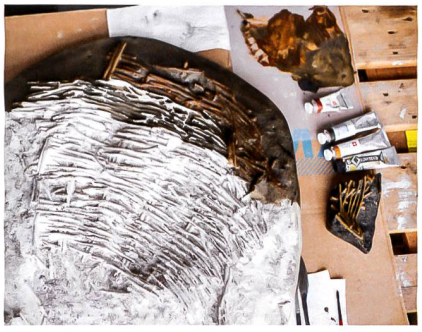
Die Liegenschaft Dorfstrasse 25 liegt am westlichen Dorfrand von Hagendorn und ist im Westen und Nordwesten von einem Waldstück umgeben. Da aufgrund der Nähe zur römischzeitlichen Fundstelle im Gebiet der Fensterfabrik Baumgartner mit archäologischen Funden und Befunden zu rechnen war, wurde der Aushub für ein neues Mehrfamilienhaus überwacht (Abb. 10). Diesem ging Ende Juli der Abbruch eines bestehenden Einfamilienhauses voraus.

Beim nachfolgenden Absuchen der geöffneten Baugrube konnten keine archäologischen Spuren nachgewiesen werden. Abgesehen von modernem Müll enthielten die höher gelegenen Erdschichten keine archäologischen Funde, und vereinzelte Verfärbungen im gewachsenen Boden stammten von Baumwurzeln. Der natürliche Bodenaufbau und damit mögliche Kulturschichten waren durch jüngere Bodeneingriffe für Leitungseinbauten und Terrassierungen gekappt oder

1

2

3



4

5

Abb. 9 ***Cham, Bibersee.*** *Gipsabguss von Resten einer Fischreuse.* ***1*** *Tondamm für den Stützungsguss aus Gips auf der Silikonschicht.* ***2*** *Silikonform für den Gipsabguss.* ***3*** *Gipsguss und Herausklopfen der Lufteinschlüsse.* ***4*** *Beginn der Einfärbung des rohen Gipsabgusses.* ***5*** *Fertig kolorierte Kopie der Reuse.*

Abb. 10 ***Cham, Hagendorn, Dorfstrasse 25****. Übersicht über den Bauplatz nach Abschluss des Aushubs für den Neubau.*

durch die landwirtschaftliche Nutzung verpflügt worden. Letzteres liess sich aus der scharfen Schichtgrenze zwischen Verwitterungs- und Oberboden schliessen, die als Pflugsohle gedeutet werden kann. Gesichert ist, dass sich der Bauplatz aufgrund der Beschaffenheit des Bodens ausserhalb der Überschwemmungszone der Lorze und damit ausserhalb jenes antiken Bachlaufes befindet, in welchem in den Jahren 2003/04 die Befunde aus römischer Zeit angetroffen worden waren.

GS-Nr. 959.
Ereignisnr. Archäologie: 2131.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Kilian Weber, Dino Zimmermann und Benedikt Lüdin.
Literatur: Caty Schucany und Ines Winet, Schmiede–Heiligtum–Wassermühle. Cham-Hagendorn (Kanton Zug) in römischer Zeit. Basel 2014 (Antiqua 52).

Cham, Eichmatt II: Aushubüberwachung

Auf der Eichmatt, einer bislang als Wiesland genutzten Freifläche in Cham, östlich der Gemeindegrenze zu Hünenberg, entsteht seit 2014 auf einer Fläche von 28 000 m² eine Neuüberbauung mit Mehrfamilienhäusern. Das Gebiet befindet sich zwischen zwei bekannten archäologischen Fundstellen: Hangwärts wurden beim Bau des Eichmatt-Schulhauses 2007 zahlreiche Befunde der Spätbronzezeit, der Römischen Zeit, des Frühmittelalters und der Neuzeit ergraben; direkt südöstlich angrenzend an den Perimeter des aktuellen Bauprojekts «Mein Eichmatt» wurden 2002 Spuren der egolzwilzeitlichen, als älteste des Kantons Zug geltende Seeuferfundstelle Hünenberg-Wildenbach dokumentiert. Bereits die erste Bauetappe im mittleren Teil des Projektperimeters wurde archäologisch begleitet. Dabei zeigte sich, dass das Gebiet ausserhalb der Siedlungszonen in der verlandeten Flachwasserzone eines Feuchtgebiets oder Sees liegt, in dem nur spärliche Spuren menschlicher Aktivitäten fassbar waren.

Im vergangenen Jahr begannen die Aushubarbeiten der zweiten, als «Hof 3» bezeichneten Etappe im Norden des Bauareals (Abb. 11). Während des Oberbodenabtrags wurde eine intensive Metalldetektorprospektion durchgeführt: Neben neuzeitlichen Funden wie Knöpfen, Musketenkugeln, Bleiplomben und Ochsenklaueneisen sowie dem üblichen modernen Metallschrott konnten auch einige ältere Funde geborgen werden (Abb. 12). Ein Fingerring aus Buntmetall (Bronze?) ist sicher als römisch anzusprechen. Die langovale Platte des recht stark beschädigten und ankorrodierten Rings in Sphendonenform trägt keine Gravur; stattdessen ist ein Feld paralleler, leicht schräg zur Längsachse des Rings verlaufender Riefen zu erkennen. Ebensolche Riefungen finden sich auch im Ringinneren; es dürfte sich um die Werkzeugspuren einer Feile handeln. Ebenfalls aus Buntmetall ist ein Doppelknopf, dessen grössere Scheibe eine konzentrische Kreisverzierung mit zentraler Vertiefung aufweist, um die sich nur noch schwach erkennbar schräggestellte Striche gruppieren. Vergleichbare Doppelknöpfe sind vereinzelt aus spätkeltischen Zusammenhängen, zum Beispiel dem Oppidum im bayerischen Manching, bekannt, die Masse der Funde datiert jedoch in die römische Zeit; sie dienten wohl dem Verschliessen des Schwertgurts (Balteus) oder gehörten zum Pferdezaumzeug. Eine ähnliche Funktion und Datierung ist für einen kleinen Buntmetallring mit abgerundetem dreieckigem Querschnitt zu vermuten. Weitere römische Artefakte dürften sich unter den nicht näher ansprechbaren, häufig bis zur Unkenntlichkeit korrodierten Metallfunden befinden; auch vereinzelte Keramikfragmente deuten in die römische Zeit. Deutlich älter dagegen ist eine ebenfalls beim Abhumusieren aufgelesene unregelmässige, distal gebrochene

Silexklinge. Das etwa 4 cm lange, typologisch nicht eindeutig ansprechbare Stück weist neben modernen Beschädigungen und Resten der Cortex auch Gebrauchsretuschen auf. Eine Deutung als Verlustfund der nahen Seeufersiedlung bietet sich an, ist jedoch keinesfalls gesichert.

Die Hinweise auf eine prähistorische und römische Nutzung des Areals zeigen sich noch anekdotischer als bei der ersten Bauetappe, archäologische Befunde fehlen vollständig. Über die Streufunde im Oberboden hinaus konnten allerdings weitere wertvolle Erkenntnisse zum geologischen Aufbau des Untergrunds gewonnen werden, die eine Relevanz für die Interpretation der umliegenden archäologischen Fundstellen haben: Auch der Nordteil der Eichmatt liegt im Bereich des bereits bekannten alten Feuchtgebiets, die Stratigrafie ist gut mit dem Schichtaufbau der ersten Etappe zu parallelisieren. Die schwärzlichen Verlandungsschichten sind ebenfalls vorhanden, wiederum werden sie von kolluvialen Hanglehmen überlagert; im Ostteil der Fläche stehen über dem Molassefels im Liegenden wiederum glaziale Seeablagerungen in Form von blaugrauen, schuttdurchsetzten Tonen an. Im Nordosten der Baugrube allerdings ändert sich das bekannte Bild, hier konnte zum ersten Mal auf der Eichmatt eine Seekreideschicht dokumentiert werden, im Liegenden ist nicht Fels, sondern (nur) Geschiebelehm der Moräne aufgeschlossen

Abb. 12 ***Cham, Eichmatt II.*** *Auswahl von Funden aus dem Oberboden. Links eine nicht genau zu datierende, vielleicht jungsteinzeitliche Silexklinge, daneben drei römische Buntmetallartefakte: ein Ringlein, ein Fingerring und ein Doppelknopf.*

(Abb. 13); die Felsoberfläche scheint hier beckenartig abzutauchen. Die Oberkante der Seekreide liegt im Stichprofil auf 418,95 m ü. M. – und damit fast 3 m oberhalb des für die Zeit vor der ersten Absenkung des Zugersees 1591/92 rekonstruierten Seespiegels von rund 416 m ü. M. Da Seekreide nur im Flachwasser gebildet wird, muss an dieser Stelle also einmal offenes Wasser – nicht nur ein Sumpfgebiet – vorhanden ge-

Abb. 11 ***Cham, Eichmatt II.*** *Überblick über den Bauperimeter aus der Luft. Blick gegen Südosten, am rechten Bildrand angeschnitten das Schulhaus Eichmatt. Vorne links die Aushubarbeiten der zweiten Bauetappe, dahinter gruppiert um den Kran die Gebäude der ersten Etappe im Bau. Das spätere, in Abb. 13 gezeigte Stichprofil befindet sich zwischen den beiden roten Baggern am linken Rand der Baugrube.*

Abb. 13 ***Cham, Eichmatt II.*** *Stichprofil in der Baugrubenböschung im Nordosten des Bauperimeters, Blick nach Nordnordost. An der Profilbasis ist die Grundmoräne aufgeschlossen, darüber liegt nach einer Übergangszone dunkelgrauer, heterogen kiesig-sandiger glazialer Beckenton, auf dem weisse, leicht sandige Seekreide aufgelagert ist. Den Profilabschluss gegen oben bilden Deltasedimente und kolluviale Hanglehme.*

wesen sein. Befunde wie dieser zeigen, dass hinsichtlich der nacheiszeitlichen Landschaftsentwicklung des Zugerlands und der Pegelstände des Zugersees noch viele Fragen offen sind.

GS-Nr. 3235.
Ereignisnr. Archäologie: 2033.02.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Jochen Reinhard und Gishan Schaeren.
Literatur: Renata Huber und Gishan Schaeren, Zum Stand der Pfahlbauforschung im Kanton Zug. Tugium 25, 2009, 111–140, besonders 120–125. – Tugium 24, 2008, 25; 26, 2010, 23–24; 31, 2015, 35f. – JbAS 91, 2008, 182f.; 93, 2010, 246.

Cham, Hagendorn, Flurstrasse 51: Aushubüberwachung

Ein am nordwestlichen Dorfausgang von Hagendorn auf Höhe des Zusammenflusses von Alter Lorze und Lorzekanal gelegenes Wohnhaus wurde samt Nebengebäude abgebrochen und durch einen Neubau mit Einstellhalle ersetzt. Diese aus dem Jahre 1903 stammende Gebäudegruppe blickte möglicherweise auf eine längere Geschichte zurück. Entgegen der im restlichen Dorfteil vorherrschenden Siedlungsstruktur standen die Gebäude an der Flurstrasse 51 schräg zur Frauentalstrasse. Bereits auf der Siegfriedkarte von 1870 ist an selber Stelle ein abseits des Siedlungskerns stehendes Gebäude mit kleinerem Nebengebäude aufgeführt, welches dieselben Gebäudefluchten aufweist. Vermutlich handelte es sich dabei um die Vorgängerbauten der 2015 abgebrochenen Gebäude. Der in zwei Etappen durchgeführte Aushub der Baugrube wurde archäologisch begleitet, liegt doch die Bauparzelle innerhalb der archäologischen Zone rund um die römische Fundstelle auf dem Areal der Fensterfabrik Baumgartner. Trotz der oben erwähnten Hinweise auf Vorgängerbauten, blieben die Erdschichten über dem gewachsenen Boden erstaunlich arm an Funden. Es fehlten Hinweise auf abgegangene ältere Bauten, ein Vorgang, der sich normalerweise im Vorhandensein von Abbruchschutt und Siedlungsabfällen niederschlägt. Die nur vereinzelt vorhandenen Ziegel-, Metall-, Geschirrkeramik- und Tierknochenfunde sind wenig aussagekräftig und stammen wohl aus dem 19. Jahrhundert.

GS-Nr. 973.
Ereignisnr. Archäologie: 2169.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Dino Zimmermann und Kilian Weber.
Literatur: Caty Schucany und Ines Winet, Schmiede-Heiligtum-Wassermühle. Cham-Hagendorn (Kanton Zug) in römischer Zeit. Basel 2014 (Antiqua 52).

Cham, Hagendorn, Hubletzen, Triangulationssignal Nr. 1111 0161: Restaurierung

Die Triangulation ist das klassische Verfahren der Geodäsie zur Durchführung einer Landesvermessung. Sie setzte sich Ende des 17. Jahrhunderts in der Landesvermessung durch. Erste europaweite Triangulationsnetze entstanden. In der Schweiz erstellte der Astronom und Geodät Johannes Eschmann zwischen 1834 und 1837 aufgrund bereits vorhandener kantonaler Netze und der Basislinie die «Triangulation primordiale», das erste landesweite Dreiecksnetz. Dieses Netz diente der Dufourkarte als geodätisches Bezugssystem. Von 1903 bis 1925 entstand das erste gesamtschweizerische Fixpunktnetz (Triangulation I.–III. Ordnung) der schweizerischen Landesvermessung, basierend auf ungefähr 5000 Fixpunkten. Dieses bildete für rund hundert Jahre den Bezugsrahmen für die Vermessungsarbeiten in der Schweiz. 1995 entstand auf Basis eines satellitengestützten Grundlagennetzes die Landesvermessung LV95, welche das Triangulationsnetz ablöste.

Die Triangulationspyramide in der Hubletzen wurde 1911 als sichtbares Signal für den Triangulationspunkt dritter Ordnung im Frauental errichtet; seine Punktnummer war 1111 0161. Es handelt sich um eine vierseitige Pyramide, deren Erscheinungsbild der gängigen Bauart entspricht und die aus flachen, gestrichenen Stahlbauteilen besteht. Im Herbst 1987 wurde die Pyramide ein erstes Mal renoviert. Im Rahmen der Erneuerung der amtlichen Vermessung (AV93) mussten zehn Jahre später die Koordinaten und die Höhe neu bestimmt und die Triangulationspunkte neu klassiert werden. Diese wurden nun als Lagefixpunkte erster Ordnung, kurz LFP1, bezeichnet. Gleichzeitig klassierte swisstopo viele LFP1 zu LFP2 ab, so auch den Punkt in der Hubletzen, der damit neu unter die Verantwortung des Kantons gestellt wurde.

Abklärungen der Denkmalpflege ergaben, dass der Triangulationspunkt in der Hubletzen die einzige noch erhaltene Vermessungspyramide im Kanton Zug ist. Damit ist die Pyramide als letztes Zeugnis der hundertjährigen Schweizer Vermessungsgeschichte für den Kanton Zug von grosser Bedeutung. Sie markiert einen historischen Vermessungspunkt und ist daher ein zu erhaltender Zeitzeuge der Schweizer Vermessungsgeschichte aus dem Jahre 1911. Zudem prägt das Triangulationssignal als Orientierungspunkt die Kulturlandschaft in der Hubletzen entscheidend mit und ist für die Bevölkerung eine wichtige Landmarke (Abb. 14).

Abb. 14 ***Cham, Hagendorn, Hubletzen. Triangulationssignal.*** *Ansicht von Südosten.*

Die stark verschmutzte Pyramide wurde in Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege und dem Vermessungsamt demontiert, gereinigt und entrostet und wieder am bisherigen Standort zusammengesetzt. Ursprünglich waren die Metallteile weiss deckend gestrichen. Da der Triangulationspunkt auf der Hubletzen keine amtliche Funktion mehr hat, sondern insbesondere als Orientierungsmarke für die Bevölkerung dient, einigte man sich auf eine sanftere, hellgraue Farbgebung.

GS-Nr. 1087.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Monika Twerenbold.
Planung: Grundbuch- und Vermessungsamt, Zug.

Cham, Luzernerstrasse 40, Alter Raben: Aussensanierung und Restaurierung Buffet

Bereits im 17. Jahrhundert war in Cham ein «Gasthof zum Raben» bekannt, in historischen Quellen als «Rappen» bezeichnet. Das Haus soll 1791 nach einem Brand neu aufgebaut worden sein. Im Plan von Oswald Villiger ist der «Rappen» 1805 an seiner ursprünglichen Lage im Kirchbühl, etwa an der Stelle des heutigen Hauses «Merkur» (Kirchbühl 2), eingetragen. Bereits wenige Jahrzehnte nach seiner Entstehung muss er an seinen heutigen Standort (Luzernerstrasse 40) versetzt worden sein. 1813 befand er sich im Besitz von Ratsherr Michael Stutz, 1815 erfolgte der Verkauf an Dr. Alois Baumgartner, auf dessen Namen das Haus bis 1870 eingetragen blieb; mit dem Verkauf ging wohl die Aufgabe des Wirtsbetriebs einher. Stutz wurde später Besitzer des neuen, heutigen «Raben» an der Luzernerstrasse 22.

Der «Alte Raben» war – in der bestehenden Bausubstanz – mindestens vom Ende des 18. Jahrhunderts bis ins frühe 19. Jahrhundert hinein ein Gasthaus. Als ehemaliger Gasthof besitzt der Bau einen besonderen Wert für die Architektur- wie auch für die Ortsgeschichte. Die Tradition, dass Holzhäuser an einem Standort abgebaut und andernorts wieder aufgebaut werden, ist für die ganze Zentralschweiz und alle Holzbaugegenden der Schweiz bekannt. Die Erforschung von solchen Hausverschiebungen im Einzelfall ist aber selten geblieben, womit hier ein wissenschaftlich sehr interessantes Beispiel vorläge. Obwohl durch historische Quellen nicht belegt, spricht nichts gegen die Annahme, dass das Haus kurz nach dem Kauf zerlegt und an seinem jetzigen Standort über einem neuen Kellergeschoss wieder errichtet wurde. Dieses ist im Nordteil tonnengewölbt und enthält auf der Südseite eine Werkstatt mit hochrechteckigen Einzelfenstern in Holzgewänden.

Der «Alte Raben» entspricht dem im ausgehenden 18. Jahrhundert üblichen Typus des Bauernhauses ohne Lauben. Es handelt sich um einen zweigeschossigen Ständerbau mit Kantholzfüllungen auf annähernd quadratischem Grundriss mit Quergang und der traditionellen Unterteilung in ein Vorder- und Hinterhaus. Abgeschlossen wird das stattliche Holzhaus von einem Stutzwalmdach mit hochliegendem Knick und Vordachreihen. An der Nordfassade ist die unverkleidete Balkenkonstruktion, an den übrigen Fassaden sind Rundschindelschirme mit Abwürfen, den Dachkanten der Giebelfelder entlang mit Sägeornamenten, sichtbar. Über der doppelläufigen Freitreppe ist an der westlichen Traufseite die ursprüngliche Haustür erhalten. Die Fenster mit feiner Sprossung im südlichen Giebelfeld stammen möglicherweise von 1791, während die übrige Befensterung mit späterer Sechserteilung – so auch ein signiertes Fenster von 1829 – aus dem 19. Jahrhundert stammt. Auf der Ostseite ist ein vor 1920 erstellter Heimatstil-Treppenhausanbau in Fachwerk angefügt. Im Garten steht ein sechseckiger Pavillon aus bemaltem

Abb. 15 ***Cham, Luzernerstrasse 40, Alter Raben.*** *Ansicht von Westen.*

Eisenrohr mit Blechdach und schmiedeeisernen Ornamenten aus dem späten 19. Jahrhundert.

Die umfassende Aussensanierung wurde frühzeitig mit der Denkmalpflege vorbesprochen. Die alten und morschen Dachziegel mussten ersetzt werden, wobei man sich auf einen neuen dunklen Biberschwanzziegel einigte. Nebst den Ziegeln erneuerte man auch die Spenglerarbeiten in Kupfer. Intensiv wurde über die Holzschindeln und den Aussenwandaufbau diskutiert. Da sich der bestehende Schindelschirm in einem schlechten Zustand befand und die Schindeln ohne Lattung direkt auf die Kanthölzer genagelt waren, beschloss man den Ersatz des Schindelschirms, dies auch aus bauphysikalischen Gründen. Ein neuer Wandaufbau musste die Kriterien einer vernünftigen Winddichtigkeit, eines schlanken, nachhaltigen Aufbaus einer tragfähigen Lattung für die Schindeln und wenn möglich einer minimalen Wärmedämmung erfüllen. Auf die bestehenden Kanthölzer wurden eine Dampfbremse und darüber eine weiche Wärmedämmung von ca. 5–6 cm angebracht. Damit der Sockel gegenüber der Schindelfassade wieder um ca. 5 cm vorspringt, musste eine zusätzliche Putzschicht auf den Sockel aufgetragen werden (Abb. 15). Die filigranen, sehr alten Fenster in den beiden Dachgeschossen wurden aufwendig restauriert und mit einem neuen, passenden Vorfenster versehen.

Im Anschluss an die Aussensanierung wurde das kunstvolle Biedermeier-Buffet aus dem frühen 19. Jahrhundert restauriert. Nach sorgfältiger Demontage des Buffets kamen überraschend gut erhaltene Tapeten zum Vorschein. Diese wurden sorgfältig konserviert und bleiben in situ erhalten. In der Werkstatt eines Antikschreiners mussten die Furniere auf Füllungen und Schubladen neu verleimt und das ganze Buffet abgelaugt werden. Zudem wurden einzelne Teile entwurmt und defekte oder fehlende Holzteile mit altem Holz ausgeflickt. Damit das Buffet wieder seine ursprüngliche glänzende Oberfläche erhält, wurde es aussen mit Schelllack grundiert und aufpoliert. Diese historische Oberflächenbehandlung gibt dem Biedermeier-Buffet wieder einen sanften Glanz.

GS-Nr. 68, Ass.-Nr. 9a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Monika Twerenbold.
Planung: TJK Architekten GmbH, Cham.

Cham, Seestrasse 25: Aushubüberwachung

Die Lage der Parzelle Seestrasse 25 in unmittelbarer Nähe zum bedeutenden bäuerlichen Wohnhaus Seehof aus dem 18. Jahrhundert und zum Schlossareal St. Andreas gab Anlass, die Aushubarbeiten für eine Überbauung archäologisch zu überwachen. Es kamen verschiedene, weder näher datierbare noch klar interpretierbare Spuren einer Nutzung des Geländes zum Vorschein.

Über dem anstehenden Lehm konnte eine Lehmschicht mit humosem Anteil und Holzkohlestücken festgestellt werden, die als Unterboden (B-Horizont) anzusprechen ist. Im anstehenden Lehm fanden sich zwei vermutlich grubenartige Befunde. Eine rund 60 cm hoch erhaltene, 80–90 cm dicke Mauer mit abgewinkelten Enden war in den Unterboden eingetieft. Parallel zur Mauer, welche vorwiegend aus Bollen-, aber auch aus Bruchsteinen und wenigen Ziegelbruchstücken bestand, lag eine vermutlich ausgeraubte Fundamentgrube. Die Mauer und die Fundamentgrube umschrieben einen an den Schmalseiten offenen Gebäudegrundriss von ca. 11,5 × 4,2 m. Wiederum parallel zu diesem mutmasslichen Gebäu-

degrundriss fand sich in 2 m Abstand eine über 11 m lange, aber nur ca. 1,3 m breite, lehmausgekleidete Grube. Die Grube und die Gebäudereste dürften zusammengehört haben und dienten wohl einem spezialisierten Handwerk oder Gewerbe. Eine grossflächige Bauschuttplanie, die unter der Humusdecke lag, überdeckte die Baubefunde. Möglicherweise ist das archäologisch erfasste, ehemalige Gebäude beim Bau der unmittelbar nördlich vorbeiziehenden Eisenbahnlinie Zug–Luzern nach 1860 abgebrochen worden.

GS-Nr. 1912.
Ereignisnr. Archäologie: 2070.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Eugen Jans, Christoph Rösch und Marzell Camenzind-Nigg.

Hünenberg, Burgruine: Fundmeldung

Am 10. August 2015 fand die Hagendorner Schülerin Jamina Kauer in der Nähe der Burgruine Hünenberg einen gut erhaltenen Spitzhammer aus Eisen (Abb. 16). Der Fund lag in der Böschung des Dorfbachs und war wohl erst durch den Regen am Vortag freigelegt worden. Mit rund 20 cm Länge und einer feinen Fischgratverzierung auf der Oberseite handelt es sich nicht nur um ein vergleichsweise grosses, sondern auch um ein besonders schönes Exemplar. Derartige Werkzeuge, auch Bergeisen genannt, wurden von der Antike bis ins 19. Jahrhundert hinein zum Abbau von Gesteinen und Erz verwendet. Das vorliegende Stück weist verschiedene Spuren des Gebrauchs auf. Mit Blick auf den Fundort ist es naheliegend, das Spitzeisen mit dem Steinbruch in Zusammenhang zu bringen, der bei Sondierungen 2010 nördlich der Burgruine nachgewiesen werden konnte. Hier wurde für den Bau der Burg der Sandstein aus dem anstehenden Mergelfelsen gebrochen. Als mögliche Datierung wird für das Bergeisen deshalb das 12. oder 13. Jahrhundert vorgeschlagen.

GS-Nr. 511.
Ereignisnr. Archäologie: 40.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Gabi Meier Mohamed.
Literatur: Tugium 25, 2009, 163–184.

Abb. 16 ***Hünenberg, Burgruine Hünenberg****. Grosses, im Sommer 2015 in der Nähe der Burgruine gefundenes Spitzeisen.*

Menzingen, Hauptstrasse 9, ehemaliges Wirtshaus Adler: Bauuntersuchung und Abbruchbegleitung

Im Dorfkern von Menzingen wurde im Frühling 2015 das ehemalige Gasthaus Adler abgebrochen. Bei der vorgängigen baugeschichtlichen Untersuchung konnten Teile eines spätmittelalterlichen Blockbaus dokumentiert werden.

Der Gründungsbau war mit seiner giebelständigen Hauptfassade auf die Alte Landstrasse, den alten Verbindungsweg vom Ägerital in den Kanton Zürich, gerichtet (Abb. 17). Das Haus wies eine Grundfläche von ca. 91 m² auf (8,6 × 10,6 m). Wie bei traditionellen Zentralschweizer Blockbauten üblich, wurde der Grundriss durch eine quer zur Firstrichtung verlaufende Wand in ein Vorder- und ein Hinterhaus geteilt. Das Vorderhaus war unterkellert, das Hinterhaus dürfte ursprünglich ebenerdig angelegt gewesen sein. Im ersten Vollgeschoss des Holzaufbaus waren im Vorderhaus eine Stube von ca. 6,5 m Breite und eine sehr schmale Nebenstube von nur ca. 1,7 m Breite eingerichtet. Darüber bestanden im zweiten Vollgeschoss zwei annähernd gleich grosse Kammern. Im Hinterhaus, welches aufgrund diverser Umbauten nur noch wenig originale Bausubstanz aufwies, konnte im zweiten Vollgeschoss eine Eckkammer nachgewiesen werden. Das übrige Hinterhaus wurde von einer bis unter das Dachwerk offenen Rauchküche eingenommen, was die starke Russverkrustung der Wände erklärte.

Der Blockbau wies typische Konstruktionsmerkmale aus der Zeit vor der Mitte des 15. Jahrhunderts auf, beispielsweise wandsichtige Fussböden/Decken, Einzelvorstösse und niedrige Türhöhen von maximal 1,35 m. Eine dendrochronologische Datierung des verbauten Holzes ergab das Fälldatum Herbst/Winter 1426. Mit der Errichtung des Hauses ist im Folgejahr zu rechnen. Ältere Holzhäuser sind im Kanton Zug bislang fast nur aus der Altstadt von Zug bekannt.

An drei Stellen wurden in die Wandbalken und die bauzeitlichen Fussbodenbohlen eingeschnittene Folgen von Nummerierungszeichen von 7–10 cm Höhe festgestellt. An den Wänden wurden die Zeichen in aufsteigender Reihenfolge und über beide Wohngeschosse fortlaufend angebracht. Für gewöhnlich sind derlei Nummerierungszeichen bei Blockbauten als Hinweis auf einen Ab- und Wiederaufbau im Zuge einer Hausversetzung zu interpretieren (s. Tugium 30, 2014, 87). Bei der Begleitung des Abbruches wurden allerdings keine Beobachtungen gemacht, die ein derartiges Vorgehen bestätigt hätten.

An den Wänden der Stube wurden zwei stark abgeblätterte Malschichten festgestellt. Da die Decke komplett fehlte, bleibt unbekannt, ob diese ebenfalls farbig gefasst war. Bereits für den Auftrag der ersten Malerei wurden Schwundrisse und Insektenfrassgänge in den Balkenoberflächen mit einer Kittung aus Lehm mit beigemischten Haaren und Fasern gefüllt. Daraufhin wurde der Malgrund mit einem Weissanstrich vorbereitet. Senkrechte und horizontale Linien in Ockergelb und Rot könnten auf eine Feldereinteilung hinweisen. Für die zweite Malschicht wurden die Fugen und Risse

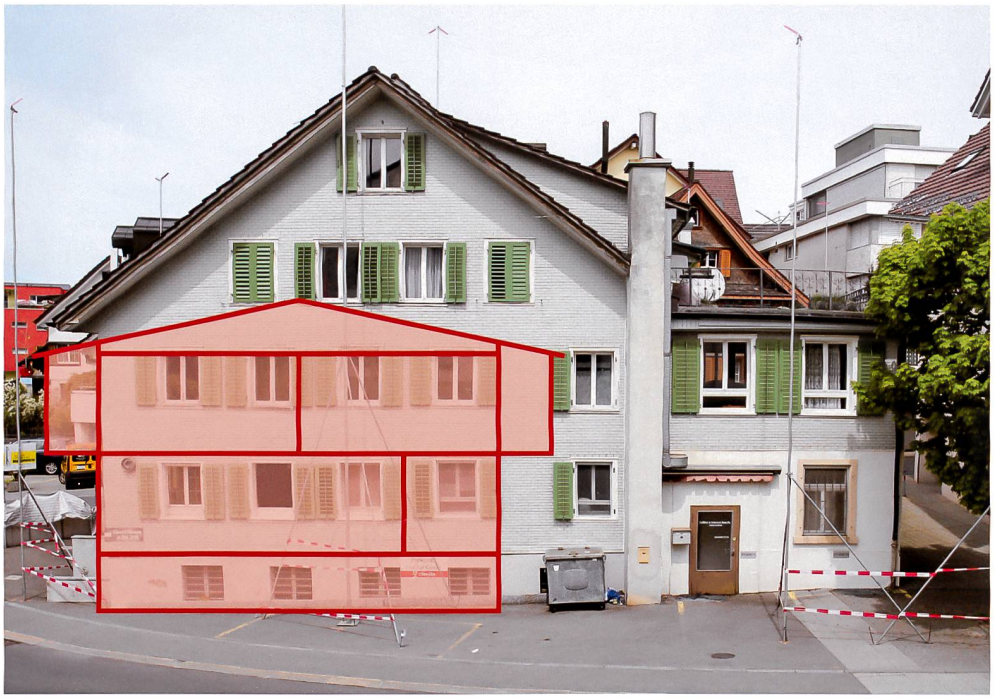


Abb. 17 ***Menzingen, Hauptstrasse 9, ehemaliges Gasthaus Adler.*** *Südfassade mit der ungefähren Ausdehnung des spätmittelalterlichen Gründungsbaus (rot).*

in den Balken erneut gekittet und teilweise auch mit Leinwandbrücken überklebt. Bei dieser jüngeren Malschicht sind über einer weissen Grundierung gemalte Ranken auszumachen. Aufgrund von Vergleichsbeispielen, zum Beispiel Menzingen, Hauptstrasse 6 (s. Tugium 21, 2005, 28f.), dürfte die zweite Malschicht wohl um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden sein.

GS-Nr. 124, Ass.-Nr. 5a.
Ereignisnr. Archäologie: 2050.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Anette JeanRichard, Armin Thürig und Isa Gasi.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.
Bericht Konservator/Restaurator: Manuel Hebeisen, Zug.
Inventar der Fundmünzen der Schweiz: Stephen Doswald.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 158.

Menzingen, Finstersee, Seehof, ehemaliger Gasthof: Kurzdokumentation vor Abbruch

Der Seehof lag rund 500 m nordwestlich des Weilers Finstersee, unmittelbar an der Strasse von Menzingen zum Bostadel. Ende 2015 musste der ehemalige Gasthof einem Neubau weichen. Zuvor wurde eine kurze bauhistorische Dokumentation vorgenommen. Das dreigeschossige, gemauerte Gebäude wurde laut Bauinschrift am Portal 1841 errichtet. Wie sich zeigte, enthielt der Gebäudekomplex keinen älteren Kern. Der im Grundriss rund 9,5 × 11,5 m messende Steinbau verfügte über nach oben abnehmende Mauerdicken von 60–80 cm. Der Innenausbau erfolgte in den Obergeschossen mit 10 cm dicken Fachwerkwänden. Der nach Nordwesten gerichtete Saaltrakt wurde erst in einer zweiten Bauphase an den Gasthof angefügt. Der Saal im ersten Obergeschoss hatte eine praktisch quadratische Raumgrösse von 8,6 × 8,7 m und eine bauzeitliche Höhe von ca. 3 m. An der Nordwand konnten unterhalb einer wohl als Ansatz einer ehemaligen Gipsdecke zu interpretierenden Mörtelbraue wenige Reste einer bunten, ornamentalen Begleitmalerei festgestellt werden. Der Saalanbau dürfte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts angefügt worden sein. Ein Brand zerstörte zu Beginn der 1960er Jahre das Dach des Gebäudekomplexes. Die ursprüngliche, zur Strasse traufständige Anordnung des Dachs beim Hauptbau und die giebelständige Ausrichtung beim Saalanbau wurden beim Wiederaufbau um 90 Grad gedreht. Von der historischen Ausstattung blieb bis zum Abbruch nur wenig erhalten. Zu erwähnen ist die repräsentative Tür am Haupteingang.

GS-Nr. 926, Ass.-Nr. 221a.
Ereignisnr. Archäologie: 2179.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Christoph Rösch.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 194.

Neuheim, Hafnerhof 1, Wohnhaus: Bauuntersuchung vor Teilabbruch und Auskernung

Der Hafnerhof liegt rund 1 km südwestlich des Dorfzentrums von Neuheim im Weiler Hinterburg (Abb. 18), in unmittelbarer Nähe des «Spittels», eines grosszügigen Blockbaus von 1429 auf einem älteren Sockelgeschoss (s. Tugium 9, 1993, 116–137).

Das giebelständige Wohnhaus des Hafnerhofs verfügt über einen dreiraumtiefen Grundriss, bestehend aus Vorderhaus, durchgehendem Mittelgang und Hinterhaus. Das Vorderhaus mit Stube und Nebenstube sowie der Mittelgang sind in Blockbauweise, die U-förmigen Aussenmauern des Hinterhauses bis zur Traufe hingegen in Steinbauweise errichtet (Abb. 19). Diese in der Region eher unübliche Mischbauweise liess einen älteren Steinbau vermuten, der bei der Errichtung des Blockbaus weiterverwendet worden war.

Abb. 18 ***Neuheim, Hafnerhof 1.*** *Strassenseitige Hauptfassade. Blick nach Norden.*

Die Bauuntersuchung hat gezeigt, dass das gemauerte Hinterhaus zusammen mit dem bestehenden Blockbau errichtet worden ist. Im Sockelgeschoss haben sich allerdings zwei Mauern eines älteren Kellers erhalten. Die lagig gefügten, 50–60 cm dicken Mauern erreichten eine Höhe von rund 1,7 m und waren horizontal mit Mörtel abgestrichen. Darüber erhoben sich die jüngeren Sockelmauern für den bestehenden Bau. Der ältere Keller mass im Lichten rund 3,75 m auf mutmasslich 8 m. Die zeitliche Einordnung bleibt unklar. Einige im steinernen Hinterhaus des bestehenden Baus vermauerte Ofenkeramikfragmente des 15. Jahrhunderts geben möglicherweise einen indirekten Hinweis auf die Bauzeit des älteren Kellers.

Beim Bau des bestehenden Wohnhauses von 10,5 m Breite und 12 m Tiefe wurde der Keller deutlich vergrössert. Das gemauerte Kellergeschoss umfasste einen L-förmigen Grundriss. Der nordöstliche Teil des gemauerten Hinterhauses und der davor liegende Teil des Mittelgangs blieben von der Unterkellerung ausgespart. Der jüngere Mauerbestand unterschied sich durch seinen unregelmässigen Mauercharakter und durch einen anderen Mörtel von den älteren Kellermauern. Im ersten Wohngeschoss waren im

Abb. 19 ***Neuheim, Hafnerhof 1.*** *Rückfassade. Hinterhaus mit teilweise freigelegter Mauer. Blick nach Südwesten.*

Abb. 20 ***Neuheim, Hafnerhof 1.*** *Abbruchsituation. Querschnitt durch das gemauerte Hinterhaus. Blick nach Nordwesten.*

südöstlichen Teil des Vorderhauses die grosszügige Stube von 6,25 Breite und 5,25 m Tiefe und daneben die Nebenstube mit einer Breite von knapp 3,5 m zu finden. Beide Räume mit einer bauzeitlichen Raumhöhe von 2,1 m verfügten als Wandabschluss über einen fragmentarisch erhaltenen Rillenfries. Der Zugang zum ersten Wohngeschoss erfolgte über die beiden Zugänge an den Schmalseiten des 2 m breiten Mittelgangs. Die Verbindung des Blockgefüges zum gemauerten Hinterhaus wurde mit einem am Haupt der Mauern angefügten, wohl über zwei Geschosse reichenden Ständer gewährleistet. Die Ständer dienten zugleich als Türpfosten für die Hauszugänge. An welcher Stelle sich zur Bauzeit die Herdstelle befand, kann nicht mit letzter Sicherheit gesagt werden. Russschwärzungen und fehlende Deckennuten deuten auf einen zur Bauzeit bis zum Dach offenen Mittelgangbereich hin. Der hintere, gemauerte Hausteil wurde in jüngerer Zeit stark umgebaut. Es bleibt also fraglich, ob sich die Küche bereits zur Bauzeit im 5,5 m breiten und 3,5 m tiefen nordöstlichen Raum des gemauerten Hinterhauses befand. Westlich schloss ein weiterer Raum von ca. 4 m Breite an. Hier konnte eine bauzeitliche Fensternische von 1,85 m Breite und 1,04 m Höhe dokumentiert werden. Die Mauern des Hinterhauses hatten eine Stärke von 75–85 cm (Abb. 20).

Im zweiten Wohngeschoss waren nur eingeschränkte Untersuchungen möglich. Im Vorderhaus bestanden drei Kammern. Im Bereich des Mittelgangs konnte der originale Ausgang zur östlichen, traufseitigen Laube gefasst werden. An der Mittelgangseite des Deckenbalkens zeichnete sich 1,5 m innerhalb der Ostwand (Aussenwand) eine mutmassliche Kammsasse einer einst darüber liegenden Dachkammer ab. Der geringe Abstand zwischen Aussenwand und vermuteter Dachkammerwand deutet darauf hin, dass das Gebäude bereits zur Bauzeit über eine steile Dachform und nicht über ein schwach geneigtes Tätschdach verfügte.

Drei beprobte Bauhölzer mit Waldkante (1548/49) lassen auf ein Baudatum des Wohnhauses von 1549 oder 1550 schliessen. Der gesamte Dachbereich, die Einzelfenstereinteilung und die beim Abbruch vorhandene Stubenausstattung gingen ins 19. Jahrhundert zurück.

Das Wohnhaus Hafnerhof stellte aufgrund seiner unüblichen Mischbauweise und der bis ins Spätmittelalter zurückreichenden Baugeschichte einen ausgesprochen interessanten Bauzeugen dar. Verschiedene Fragen, beispielsweise zur Raumnutzung des ungewöhnlichen, gemauerten Hinterhauses, konnten nicht schlüssig beantwortet werden. Möglicherweise würde eine historische Aufarbeitung der Hofgeschichte einige Fragen klären.

GS-Nr. 91, Ass.-Nr. 44a.
Ereignisnr. Archäologie: 2040.2.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Christoph Rösch, Armin Thürig und Isa Gasi.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 248f.

Oberägeri, Mitteldorfstrasse 31, Wohnhaus: Kurzdokumentation vor Abbruch

Das Wohnhaus Mitteldorfstrasse 31 im Weiler Mitteldorf stand unweit der Kreuzung, wo der Weg Richtung Schneit–Gubel–Edlibach beziehungsweise Alosen–St. Jost–Einsiedeln von der Mitteldorfstrasse abzweigt. Der langrechteckige Bau war mit seiner Breitseite parallel zum heute unterirdisch geführten Mitteldorfbach ausgerichtet und wurde seit längerer Zeit nur noch zu Lagerzwecken genutzt. Im Hinblick auf einen geplanten Abbruch wurde in drei Tagen eine baugeschichtliche Kurzdokumentation durchgeführt. Dabei konnten drei Hauptbauphasen ausgemacht werden: Der älteste Gebäudeteil stammte vermutlich aus dem 17. oder 18. Jahrhundert. Es handelte sich um ein Mauergeviert mit einer Grundfläche von ca. 8,5 x 5 m. Die eher bescheidene Grösse und die Nähe zum Bachlauf könnten auf eine gewerbliche Nutzung des Gebäudes hindeuten. In einer zweiten Bauphase wurde südlich daran ein zweigeschossiges Blockgefüge auf gemauertem Sockelgeschoss angefügt. Gleichzeitig wurde ein neuer, beide Gebäudeteile überspannender Dachstuhl von 16 m Länge erstellt. Diese Bauphase dürfte im Zusammenhang mit der Einrichtung der Wirtschaft «Zur Krone» stehen, als welche die Liegenschaft im Jahr 1818 im ersten Lagerbuch der kantonalen Gebäudeversicherung erscheint. Zur Wirtschaft gehörte damals auch eine Stallung für Pferde und zwei Wirtschaftsbauten. In einer dritten Bauphase, die in die Zeit um 1900 datiert werden kann, wurde das Gebäudevolumen mit einem westseitigen Anbau in Skelettbauweise beinahe verdoppelt (Abb. 21).

GS-Nr. 92, Ass.-Nr. 139a.
Ereignisnr. Archäologie: 2124.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Marzell Camenzind-Nigg, Roman Gisler und Anette JeanRichard.
Literatur: Dittli 2007, Band 1, 461. – Renato Morosoli, Ägerital – seine Geschichte. Band 2, Oberägeri 2003, 69–71, 73, 74, 351 und 353. – KDM ZG NA. 1, 287.

Abb. 21 ***Oberägeri, Mitteldorfstrasse 31.*** *Südfassade mit der gut erkennbaren, westseitigen Hauserweiterung aus der Zeit um 1900.*

Abb. 22 ***Oberägeri, Morgarten.*** *Spätmittelalterliche Fundstücke aus der Prospektion im Gebiet Morgarten.*

Oberägeri, Morgarten: Prospektion

Im Hinblick auf die 700-Jahr-Feier der Schlacht am Morgarten unter dem Motto «Abenteuer Geschichte» haben die Kantone Schwyz und Zug unter wissenschaftlicher Leitung des Amts für Denkmalpflege und Archäologie Zug Untersuchungen im vermuteten Schlachtgelände durchgeführt. Damit wollten die beiden Kantone auch illegalen Raubgräbern und Trophäenjägern zuvorkommen, die in jüngster Zeit am Morgarten aktiv waren.

Die durch Romano Agola, mit zeitweiser Unterstützung von Adrian Zangger, ausgeführte Prospektion mit dem Metalldetektor erbrachte Funde mit einem Gesamtgewicht von rund 80 kg. Nebst mehrheitlich neuzeitlichem und modernem Abfall befanden sich darunter auch aussergewöhnliche Funde wie etwa die 12 Silberpfennige, die in die Zeit um 1270/75 bis ins frühe 14. Jahrhundert datiert werden können. Das kleine Münzensemble setzt sich aus Prägungen des Bistums Basel, der Fraumünsterabtei Zürich sowie der Städte Solothurn und Schaffhausen zusammen. Bemerkenswert sind auch Funde von Waffen und Waffenbestandteilen aus dem Spätmittelalter (Abb. 22). Es handelt sich um zwei Dolche, um ein Ortband sowie um zwei Geschossspitzen. Als Reitzubehör wurde ein Sporn gefunden. Einer ganz anderen Fundgattung ist ein bronzener Kästchenbeschlag zuzuweisen. Viele weitere Objekte wie Messer oder Hufeisen sind aufgrund ihrer langlebigen Formen zeitlich weniger genau zu bestimmen. Ein direkter Bezug zur Schlacht am Morgarten lässt sich bei keinem Fundstück herstellen. Frühere, mit der kriegerischen Auseinandersetzung von 1315 im Gebiet Morgarten in Verbindung gebrachte Funde sind verschollen oder aber ihr genauer Fundort ist nicht bekannt.

Ausserdem kamen bei der Prospektion auch bedeutende Fundstücke älterer Epochen zum Vorschein, beispielsweise drei Münzen und eine Scharnierfibel aus römischer Zeit, ein goldener «Nadelkopf», der vermutlich ins 6./7. Jahrhundert datiert, sowie eine Scheibenfibel aus dem 9./10. Jahrhundert. Die wissenschaftliche Auswertung der Funde ist abgeschlossen. Die umfassende Publikation der Ergebnisse erfolgt im Tugium 33/2017.

GS-Nr. 1279, 1359, 1361, 1366, 1370, 1372, 1851.
Ereignisnr. Archäologie: 2160.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Anette JeanRichard, Eva Roth Heege, Stefan Hochuli und Stephen Doswald.
Literatur: Stephen Doswald, Ein mittelalterlicher Pfennigfund aus Oberägeri im Kanton Zug. Schweizer Münzblätter 2015, Heft 259, 67–71.

Oberägeri, Überbauung «Zentrum Oberägeri»: Aushubüberwachung

In Oberägeri wird westlich des alten Dorfkerns, zwischen Hauptstrasse und Seeplatz, auf einer Fläche von knapp 3400 m² die aus vier Mehrfamilienhäusern bestehende Wohnüberbauung «Zentrum Oberägeri» erstellt; die bestehende Gewerbebebauung wurde dafür abgebrochen. Da diese nicht unterkellert war, bot sich aushubbegleitend die Möglichkeit eines Einblicks in den Boden und damit in die Geschichte dieser Parzellen.

Abb. 23 ***Oberägeri, Überbauung «Zentrum Oberägeri».*** *Profildokumentation am Nordostrand der Parzelle, Blick gegen Norden. Gut erkennbar ist die auf einem ca. 80 cm starken Geröllkoffer aufliegende, massiv armierte Bodenplatte der abgebrochenen Vorgängerbebauung. Im unteren Teil des Profils ist die zahlreiche Funde, u. a. das Pfeifenkopffragment, enthaltende, dunkelbraun-torfige Verlandungsschicht aufgeschlossen.*

Geologisch gesehen ist das Gebiet des Unterdorfs in Oberägeri sehr jung, es besteht aus den Schuttkegeln und Schwemmfächern einer Reihe von Bächen, die hier seit Ende der letzten Eiszeit Sand, Kies und Geröll in den See vorgeschüttet haben. Der Seeplatz selbst liegt auf dem in den See ragenden Delta des Dorfbachs, der heute – künstlich umgeleitet – nicht mehr den Seeplatz quert, sondern östlich davon in den See mündet. Mittig durch den Projektperimeter des «Zentrums Oberägeri» floss einst ein heute verschwundener kleinerer Bachlauf; ein weiterer Wasserlauf, der Mitteldorfbach, findet sich etwas weiter westlich. Diese ursprüngliche Situation ist auf der Siegfriedkarte von 1926 noch gut erkennbar. Östlich an das Bauareal grenzt heute die 1901 entstandene Häuserreihe entlang der Silbergasse an, auf der vorher unbebauten Fläche selbst entstanden erst in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre die jetzt niedergelegten Gebäude einer Schreinerei und eines Transportunternehmens. Zwischen den überwiegend sandig-kiesigen Deltaschüttungssedimenten im Liegenden und den teils auf mächtigen Geröllkoffern aufliegenden Beton-Bodenplatten der abgebrochenen Gewerbebauten liessen sich in der Mitte des Bauperimeters Reste von offenbar natürlich aufgewachsenen, vor allem an den Oberkanten jedoch deutlich anthropogen überprägten torfigen Verlandungsschichten fassen (Abb. 23). Aus diesen konnten zum Teil erhebliche Fundmengen geborgen werden, die jedoch nicht gleichmässig verteilt waren, sondern lokal Konzentrationen bildeten. Das Fundmaterial besteht in erster Linie aus frühneuzeitlichen Keramikfragmenten, aber auch aus Knochen, (Flach-)Glasscherben und Ziegelbruch. Eine Besonderheit unter den Funden ist das Fragment eines Köpfchens einer grün glasierten Fersenpfeife, das ein Männergesicht mit einem Schnurrbart trägt (Abb. 24). Dieser Typ von Gesichtspfeifen ist eine Weiterentwicklung des niederländischen Pfeifentyps der «Jonaspfeife» und wird in die Zeit zwischen 1650 und 1680 datiert. Der Herstellungsort derartiger Pfeifen wird im Grossraum Südwestdeutschland–Schweiz–Elsass vermutet; im Kanton Zug ist es das erste Fragment dieses Pfeifentyps. Etwas früher als das Pfeifenköpfchenfragment datiert eine schlecht erhaltene, kaum mehr lesbare Münze, wohl ein Schilling des Landes Uri aus dem Jahr 1629.

In die Oberkante der torfigen Verlandungsschichten eingetieft liessen sich zudem eine Reihe von Befunden fassen: Neben einer flachen Kadavergrube mit den Knochen eines Pferdes oder Rindes sind es vor allem hölzerne Konstruktionen, die sich dank des hohen Grundwasserspiegels hervorragend erhalten haben. Kanalartige, mit Brettern abgedeckte Steinsetzungen und – andersherum – mit plattigen Steinen abgedeckte, rinnenartige Strukturen aus halbierten Rund-

Abb. 24 ***Oberägeri, Überbauung «Zentrum Oberägeri».*** *Fragment des Kopfs einer grün glasierten Tabakspfeife, ein schnurrbärtiges Männergesicht zeigend, zweite Hälfte 17. Jahrhundert.*

Abb. 25 ***Oberägeri, Überbauung «Zentrum Oberägeri».*** *Profilaufschluss im südwestlichen Drittel des Bauperimeters, Blick gegen Nordwesten. Unter der Betonbodenplatte folgen verschiedene Planierschichten, dunkelbraun ist am Profilfuss über dem anstehenden grauen Kiessand die dunkelbraun-torfige Verlandungsschicht sichtbar. Im linken Teil des Profils, rechts des Jalons, ragen die Tierknochen einer Kadavergrube aus dem Profil, am rechten Profilrand ist eine kanalartige Rinnenkonstruktion aus mit plattigen Steinen abgedeckten halbierten Rundhölzern zu erkennen.*

hölzern dürften der Entwässerung gedient haben (Abb. 25). Die Deutung eines kastenförmigen Holzeinbaus ist derzeit noch ebenso unklar wie die Funktion einzelner eingerammter Rundhölzer und Spaltbohlen sowie weiterer Steinsetzungen. Aus Zeitgründen nur noch kursorisch dokumentiert werden konnte eine Reihe ebenfalls in die torfige Schicht eingerammter Pfähle, die horizontal dahinter liegende Rundhölzer befestigten. Der Befund befand sich direkt an dem oben erwähnten, heute verschwundenen Bachlauf über das Baugelände. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Bachverbauung bzw. Uferbefestigung, deren genaue Zeitstellung bislang nicht näher bestimmt ist.

Insgesamt passen die nur punktuell erfassten Befundstrukturen gut zu einer extensiv-gewerblichen Nutzung des ausserhalb des Dorfes an Bach und See gelegenen Areals in der Frühen Neuzeit. Diese topografische Situation mit lockerer Bebauung bildet auch die erste detaillierte, 1667 durch Hans Konrad Gyger erstellte Karte Oberägeris ab. Welchen Gewerben hier tatsächlich nachgegangen wurde, ist aufgrund der Befundlage noch nicht klar zu sagen. Das «Ried» zwischen Dorf- und Mitteldorfbach ist allerdings im 17. und 18. Jahrhundert historisch als «Gewerbezone» überliefert, in der sich vor allem Handwerksbetriebe wie etwa Färbereien, Sägereien und Mühlen ansiedelten, die für ihren Betrieb auf Wasser und Wasserkraft angewiesen waren.

GS-Nr. 209, 211, 2262, 2263.
Ereignisnr. Archäologie: 2139.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Jochen Reinhard, Eva Roth Heege und Gishan Schaeren.
Inventar der Fundmünzen der Schweiz: Stephen Doswald.
Literatur: Natascha Mehler, Tonpfeifen in Bayern (ca. 1600–1745). Bonn 2010 (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 22). – Renato Morosoli, Ägerital – seine Geschichte. Band 2, Oberägeri 2003, besonders 72. – Michael Schmaedecke, Floral verzierte Pfeifen mit Herstellerangaben aus Fundkomplexen des südlichen Oberrheins. Knasterkopf 16, 2003, 69–87. – Sophie Stelzle-Hüglin, Tonpfeifenfunde von der Burg Rötteln bei Lörrach. In: Michael Schmaedecke (Hg.), Tonpfeifen in der Schweiz. Beiträge zum Kolloquium über Tabakspfeifen aus Ton in Liestal vom 26. März 1998. Liestal 1999 (Archäologie und Museum, Heft 40), 116–123.

Risch, Buonas, Doppelspurausbau SBB, Zweieren: Aushubüberwachung

Der Doppelspurausbau der Bahngeleise zwischen Rotkreuz und dem Weiler Oberfreudenberg gilt als Folgeprojekt einer ersten Ausbauetappe aus dem Jahre 2007. Schon damals wurden diese Arbeiten begleitet.

Zur Abklärung der Tragfähigkeit des Baugrundes wurden 2015 im Gebiet Zweieren drei Sondierschnitte angelegt, welche dokumentiert werden konnten. Spannend waren die aufgeschlossenen geologischen Schichten, insbesondere graue mit einigen Holzresten durchsetzte Seeablagerungen im Sondierschnitt 3, von deren grossflächiger Freilegung man sich einige Aufschlüsse zur nacheiszeitlichen Topografie und insbesondere zur Ausdehnung des Zugersees im Raum Rotkreuz erhoffte. Ab dem 12. März 2015 erfolgten die Erdarbeiten für die Erweiterung des Bahndamms. Nach dem Abhumusieren (Abb. 26) wurde das Gelände am Fuss des bestehenden Bahndamms in Etappen von 10–20 m Länge bis auf die tragfähige Moräne abgetragen. In den beidseits der Aushubstreifen entstandenen Profilen waren die Erdschichten jeweils meterhoch aufgeschlossen und konnten nach Funden und Befunden abgesucht werden (Abb. 27).

In der ausgedehnten Senke im Gebiet des Sijentalbachs lagerten über grauem Seeton und verschwemmtem Moränenmaterial (im geologischen Bericht als Bachablagerungen bezeichnet) tonige Flachwassersedimente, die teilweise reichlich mit Pflanzen- und Holzresten durchsetzt waren, was auf Verlandungsprozesse in diesem Bereich hindeutete. Dabei war auffällig, wie sich innerhalb der kurzen Distanz von ca. 8 m vom Rand des Aushubstreifens bis zum Bahndamm hin der Anteil an organischem Material in den Schichten beträchtlich erhöhte. Gleichzeitig waren in den Schichten auf Höhe Bahndamm vermehrt auch grössere Schwemmhölzer anzutreffen, was den Eindruck einer ehemaligen Uferzone im Bereich des heutigen Bahndamms verstärkte.

Im leicht nach Nordosten, d. h. in Richtung Freudenberg ansteigenden Gelände erfolgte bald einmal der Übergang von den Seeablagerungen zum Trockenboden. Über ockerbräunlichen Verwitterungsböden traten hier im relativ steinigen humosen Erdmaterial neben den üblichen Ziegelbruch-

Abb. 26 und 27 ***Risch, Buonas, Doppelspurausbau SBB, Zweieren.*** *Links: abhumusierter Geländestreifen im Bereich der Geleiseerweiterung. Rechts: durch die Bauarbeiten aufgeschlossene Schichten auf Höhe des Bahndamms. In der bräunlichen Schicht über dem hellen Lehm stecken römischzeitliche Tonscherben.*

stücken erste grün glasierte oder mit Malhorn verzierte Keramikfunde auf. Hervorzuheben ist der Fund eines Ofenkachelfragments mit Waffelmuster aus dem 16./17. Jahrhundert. An einigen Stellen deutete die scharfe Schichttrennung zwischen Ober- und Unterboden eine Pflugsohle an.

Mit der Annäherung an die Anhöhe im Gebiet des Gehöfts Sonnenhof erhöhten sich die Fundmenge und das Fundspektrum deutlich. So fanden sich beim Absuchen der durch den Baggerabtrag entstandenen Flächen vermehrt neuzeitliche Geschirrkeramik- und Schlackestücke, Nägel und andere Metallgegenstände. Im nach Süden abfallenden Gelände kamen zudem in einem Streckenabschnitt rund 50–60 m unterhalb der Geleiseüberführung Blegistrasse auch römischzeitliche und urgeschichtliche Tonscherben vor, die aus einer älteren, stärker vergrauten Erdschicht über dem B-Horizont stammten.

Die Besiedlung der Anhöhe könnte aufgrund des Fundmaterials zumindest bis in die römische Zeit zurückreichen.

GS-Nr. 375, 389.
Ereignisnr. Archäologie: 2137.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Gishan Schaeren, David Jecker und Kilian Weber.

Risch, Rotkreuz, Industriestrasse 6: Aushubüberwachung

S. den Forschungsbeitrag zum Mammutfund auf S. 103–110.

Steinhausen, Hiltibrunnen, Zentrum «Dreiklang»: Aushubüberwachung

Unter der Bezeichnung «Zentrumsgestaltung Dreiklang» entstehen im Dorfteil Hiltibrunnen in Steinhausen auf rund 7500 m² zwei grössere Gebäudekomplexe für Einkaufszentrum, Alterswohnungen, Mehrzweckraum und Bibliothek. Im Frühsommer 2015 begann der Aushub der Baugrube, wobei sich die archäologischen Arbeiten zur Hauptsache auf den Westteil der Baufläche (GS-Nr. 61) konzentrierten (Abb. 28). Auf der Anselmier-Karte von 1845 sind im Gebiet Hiltibrunnen noch keine Gebäude vermerkt. Erst auf der Siegfriedkarte von 1870 reihen sich entlang der heutigen Bahnhofstrasse einige Bauten, so auch auf GS-Nr. 61. Nach den Luftaufnahmen aus den 1960er Jahren zu schliessen, nahm die Hofgruppe den nördlichen Teil des Grundstücks ein. An dieses Hofareal schloss im Süden ein lockerer Obstbaumgarten an.

Diese Zweiteilung in der Nutzung wirkte sich auch auf die archäologische Befundlage aus. Die nördliche Hälfte der Baufläche bedeckte eine Planie aus Bauschutt und häuslichen Abfällen aller Art, die zweifellos vom Abbruch der Liegenschaft an der Bahnhofstrasse 7 stammte. Unter derselben Schicht lag auch ein schon 1982 freigelegter und dokumentierter Sodbrunnen, dem der Dorfteil seinen Namen verdankt. Im südlichen Teil der Bauparzelle bestand der Oberboden aus humosem Erdmaterial. Darin hatte sich Fundmaterial aus verschiedenen Zeitepochen angesammelt. Neben einer prähistorischen Tonscherbe wurden daraus vor allem glasierte und mit dem Malhorn verzierte Geschirrkeramik sowie Bruchstücke von Trinkgläsern aus der Neuzeit geborgen.

Neben archäologischen Funden und Befunden konnten aus den Baugrubenprofilen auch Erkenntnisse zur Landschaftsgeschichte gewonnen werden. In den Profilen am nördlichen Baugrubenrand waren mächtige Kies- und Sandablagerungen aufgeschlossen, die von grossen Überschwemmungen zeugten. Vermutlich im Zuge der Gletscherschmelze wurden beim nachfolgenden Ansteigen des Seespiegels die vorhandenen Ablagerungen wieder meterhoch mit grauen Seesedimenten zugedeckt. Mit der fortschreitenden Verlandung der Flachwasserzone lagerte sich über den See- und

Abb. 28 und 29 ***Steinhausen, Hiltibrunnen, Zentrum «Dreiklang».*** *Links: Bauplatz vor Beginn des Aushubs der Baugrube. Rechts: Ausschnitt aus der Baugrubenwand zur Bahnhofstrasse hin, mit gut erhaltener Torfschicht über Bach- und Seeablagerungen.*

Bachablagerungen zunächst mit Pflanzenresten angereicherter toniger Silt ab, über dem sich später Torf bildete (Abb. 29). Neben Teilen von Zweigen und Ästchen haben im torfigen Material auch einige prähistorische Tonscherben die Jahrhunderte überdauert.

Bis zur Besiedlung im späten 19. Jahrhundert ist das Gebiet Hiltibrunnen wohl Feuchtgebiet geblieben, das zudem wiederholt von Überschwemmungen heimgesucht wurde. Das belegten Bachablagerungen, welche im Bereich der Kirchmattstrasse die Torfschicht bedeckten. Es scheint sich dies mit den Darstellungen auf der Siegfriedkarte von 1870 zu decken, gemäss denen der Steinhauser Dorfbach am Ende des 19. Jahrhunderts der heutigen Bahnhofstrasse folgend auf Höhe der Kirchmattstrasse nach Süden in Richtung See abbog. Erst 1921 wurde durch Senkung des Grundwasserspiegels eine Trockenlegung der feuchten Geländemulde im Gebiet Hiltibrunnen erreicht.

GS-Nr. 61, 62.
Ereignisnr. Archäologie: 2155.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Gishan Schaeren, Dino Zimmermann und Kilian Weber.
Literatur: Tugium 10, 1994, 30.

Unterägeri, Alte Landstrasse 33, Wohnhaus: Kurzdokumentation vor Abbruch

In Hinblick auf den geplanten Abbruch führte die Abteilung Bauforschung und Mittelalterarchäologie im Haus Alte Landstrasse 33 eine Kurzdokumentation durch. Das Objekt steht nördlich ausserhalb des Dorfkerns von Unterägeri unmittelbar an der Alten Landstrasse. Gemäss den Lagerbüchern der kantonalen Gebäudeversicherung wurde es 1831 erbaut und zuletzt als Dreifamilien- bzw. Ferienhaus genutzt. Der Unterägerer Kunstmaler Meinrad Iten (1867–1932), einer der bedeutendsten Schweizer Porträtmaler seiner Zeit, ist hier aufgewachsen.

Der Haupteingang des in den Hang hineingebauten, traufbetonten Hauses lag nordseitig auf dem Niveau der Alten Landstrasse. Ein zweiter Hauseingang in der Südfassade befand sich ungefähr auf dem Niveau der ca. 3,5 m tiefer verlaufenden Seestrasse nach Oberägeri. Der zweigeschossige Fachwerkbau stand auf einem hohen gemauerten Sockelgeschoss und wurde von einem liegenden Dachstuhl abgeschlossen. Die Grundfläche mass ca. 9,3 × 9,2 m und beherbergte in den beiden Wohngeschossen je vier Räume. Der Ausbau des Dachs zu einer Wohnung war erst in jüngster Zeit erfolgt. Ansonsten erfuhr das Haus seit der Bauzeit kaum grössere Veränderungen und zeigte anlässlich der Untersuchung noch seinen biedermeierlichen Charakter.

GS-Nr. 60, Ass.-Nr. 161a.
Ereignisnr. Archäologie: 2173.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Melanie Mastel, Isa Gasi und Anette JeanRichard.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 361.

Unterägeri, Alte Landstrasse 75, Wohnhaus: Kurzdokumentation vor Abbruch

Das Oberdorf in Unterägeri konnte entlang der Alten Landstrasse einen geschlossenen dörflichen Charakter bewahren. Das Haus Nr. 75 stand im Zentrum des Oberdorfs, vis-à-vis des Pfarrhauses (Abb. 30). Vor dem Abbruch wurde eine bauhistorische Kurzdokumentation durchgeführt.

Das im Grundriss 9,5 × 11,5 m messende Wohnhaus bestand aus einem gemauerten Keller-/Sockelgeschoss und einer darauf liegenden, dreiraumtiefen Blockbaukonstruktion mit zwei vollen Geschossen und einem Dachgeschoss. Es war giebelständig zur Alten Landstrasse ausgerichtet und ver-

Abb. 30 ***Unterägeri, Alte Landstrasse 75.*** *Verputzte Strassenfassade des Blockbaus im Dorfverband. Blick nach Süden.*

fügte strassenseitig über eine verputzte, ansonsten über eine verbretterte oder eine unverkleidete Fassade. Im Keller erschloss ein parallel zur Strasse gelegener Mittelgang die beidseitig angeordneten Kellerräume. Der Mittelgang war ursprünglich von aussen, wohl über zwei seitlich angeordneten Türen zugänglich gewesen. Das erste Wohngeschoss wies auf der strassenabgewandten Südseite eine Stube (5,5 × 3,9 m) und eine Nebenstube auf. Im mittleren und strassenseitigen Hausteil konnten keine bauzeitlichen Wände festgestellt werden. Entweder lag hier ein einziger grosser Raum, oder die ursprünglichen Wände bestanden aus einer eigenständigen Konstruktion, die nicht mit den Aussenwänden verbunden war (beispielsweise Fachwerkwände). Das zweite Wohngeschoss besass eine Raumaufteilung mit jeweils zwei vom Mittelgang her erschlossenen Kammern. Im Dachgeschoss war beidseitig je eine Kammer vorhanden. Die Sparren der Dachkonstruktion liefen nur wenig über die Dachkammerwände. Hoch angesetzte Aufschieblinge deckten die seitlich der Dachkammern befindlichen Schlüpfe. Das Gebäude verfügte vermutlich nicht über traufseitige Lauben. Dies und die bauzeitliche Einzelfenstereinteilung verliehen dem Haus ein stattliches Gepräge.

Sechs Kernproben von Bauhölzern mit Waldkante ergaben dendrochronologisch ermittelte Schlagdaten von 1771, 1772 und 1773. Das Haus dürfte 1773 oder kurz danach errichtet worden sein. Von grösseren Umbauten war insbesondere das Erdgeschoss betroffen. Noch im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurde im strassenseitigen Hausteil eine Kammer sowie ein abgegrenzter Küchenraum eingebaut und der Hauszugang von der Westseite an die Strassenfassade versetzt. Gleichzeitig dürfte die Strassenfassade verputzt worden sein. Das Innere des Hauses war geprägt von den Umbauten im mittleren 19. Jahrhundert (Türen, Täfer). In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden weitere Veränderungen im strassenseitigen Teil des ersten Wohngeschosses vorgenommen, u. a. die erneute Versetzung des Eingangs an die heutige Stelle.
Die Raumeinteilung des Hauses im ersten Wohngeschoss weist nicht auf eine bäuerliche, sondern eher auf eine dörflich-gewerbliche, räumlich zur Alten Landstrasse ausgerichtete Nutzung hin, die aber ohne eine historische Aufarbeitung der Hausgeschichte vorderhand unbekannt bleibt. Die teilweise erhaltenen, historischen Raumausstattungen zeugten vom wirtschaftlichen Aufschwung der Gemeinde im mittleren 19. Jahrhundert. Mit dem Abbruch des Gebäudes verliert Unterägeri einen interessanten Bauzeugen in einer bis dahin intakten baulichen Umgebung.

GS-Nr. 467, Ass.-Nr. 167a.
Ereignisnr. Archäologie: 2021.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Christoph Rösch, Melanie Mastel und Melanie Widmer.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 361.

Unterägeri, Lindengasse 2, Wohnhaus: Kurzdokumentation vor Abbruch

Das Haus Lindengasse 2 musste zusammen mit sechs benachbarten Häusern einer Grossüberbauung weichen (s. Lorzenstrasse 3/5 und Höfnerstrasse 6). Das an der Kreuzung Höfnerstrasse/Lindengasse stehende Gebäude (Abb. 31) stach als grösstes und repräsentativstes aus der Häusergruppe hervor. Es handelte sich um einen grosszügigen Blockbau von 1800 mit zwei vollen Wohngeschossen und einem Dachkammergeschoss. Der Holzbau stand auf einem gemauerten Sockelgeschoss von 2,5 m Höhe, rund 9 m Breite und 14,5 m Tiefe. Das Haus war mit der Hauptfassade giebelständig nach Süden, zur Lindengasse, und traufseitig zur Höfnerstrasse ausgerichtet.

Das Sockelgeschoss wie auch die Wohngeschosse verfügten über eine dreiraumtiefe Grundrisseinteilung. Wie sich herausstellte, bestand im südseitigen Stubenbereich zur Bauzeit keine Wand, sodass ein die ganze Hausbreite einnehmender Raum von über 45 m² Raumgrösse (5,2 × 8,7 m, Raumhöhe 2,22 m) angenommen werden muss. Ein mutmasslich durch eine Fachwerkwand abgetrennter Raum nahm die

Abb. 31 ***Unterägeri, Lindengasse 2.*** *Zur Lindengasse hin gerichtete Hauptfassade und Südseite mit den Lauben der 1920/30er Jahre. Blick nach Nordwesten.*

westliche, der Zugangsbereich mit der vertikalen Erschliessung der Wohngeschosse die östliche Hälfte des mittleren Hausbereichs ein. Der hintere, nördliche Hausteil war tiefer als der vordere. Hier befanden sich die Küche und eine östlich davor liegende Hinterstube von gut 32 m² Grundfläche. Das zweite Wohngeschoss wies eine gängige Raumaufteilung mit zwei Kammern beidseits des Mittelgangs auf. Interessanterweise war die Binnenwand der Vorderhauskammern nur innenseitig in die Südwand eingenutet. An der Aussenseite, also an der Hauptfassade, waren im Gegensatz zur Nord- oder Rückfassade keine Vorstossreihen oder Kammsassen vorhanden. Die Dachkammerwände wiesen an beiden Fassaden keine Vorstossreihen auf. Ein steiles Sparrendach verlieh dem Bau ein schlankes Aussehen. Der Ansatzpunkt der bauzeitlichen Aufschieblinge, welche die Lauben deckten, war nicht mehr eruierbar.

Das Haus dürfte um 1800 errichtet worden sein. Aus bautypologischer Sicht sind neben der bauzeitlichen Einzelfenstereinteilung die fehlenden Vorstossreihen der Binnenwände bemerkenswert. Der Verzicht auf die Vorstösse hing wohl mit dem Wunsch nach einer symmetrischen Fassadengestaltung und der zunehmenden Verschindelung der Holzbauten ab der Zeit um 1800 zusammen, wofür sich glatte Flächen besser eigneten. Die ungewöhnliche Raumeinteilung im ersten Wohngeschoss stand vermutlich mit einer dörflich-gewerblichen Nutzung des Hauses in Zusammenhang. Möglicherweise diente der saalartige Raum im Vorderhaus einem bestimmten Gewerbe, Hand- oder Heimwerk, während die Hinterstube als private Wohnstube benutzt worden ist.

Im Verlauf des 19./20. Jahrhunderts erfuhr das Haus verschiedene Umgestaltungen. Im ausgehenden 19. Jahrhundert kam an der Westseite ein Anbau hinzu. Mutmasslich wurde gleichzeitig das ganze Gebäude mit dem bis zum Abbruch bestehenden Rundschindelschirm verkleidet. Die Laube an der Ostseite wurde im zweiten Viertel des 20. Jahrhunderts vollständig erneuert und dabei der Dachfuss angehoben.

GS-Nr. 765/766, Ass.-Nr. 72a.
Ereignisnr. Archäologie: 2186.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Christoph Rösch und Melanie Mastel.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 366.

Unterägeri, Lorzenstrasse 3/5 und Höfnerstrasse 6, Wohnhäuser: Kurzdokumentation vor Abbruch

Insgesamt sieben Wohnhäuser im kleinteiligen Quartier Moos südlich der Lorze (Lorzenstrasse 1, 3 und 5, Höfnerstrasse 6, Lindengasse 2, 4 und 6) mussten im Frühjahr 2016 einer Grossüberbauung weichen. Dieser Dorfteil von Unterägeri wurde ab dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts systematisch mit Kleinbauern- und Arbeiterhäusern bebaut, welche über ein kleines Umgelände verfügten. Dabei wurden auch bereits bestehende Gebäude wie das Haus Lindengasse 2 (s. oben) in die charakteristische Quartierstruktur integriert.

Abb. 32 ***Unterägeri, Lorzenstrasse 3 (rechts) und 5 (links).*** *Blick nach Norden.*

Die zum Abbruch bestimmten Häuser stammten aus der Zeit des mittleren oder der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Eine Kurzdokumentation einzelner der abgebrochenen Bauten hatte zum Ziel, Bauweisen und soweit noch vorhanden Ausstattungen der Häuser zu beschreiben und die kleinteilige Quartierstruktur fotografisch festzuhalten (Abb. 32).

Das Hauptaugenmerk galt den Häusern Lorzenstrasse 3 und 5. Während das Haus Nr. 3 von markanten Lauben geprägt war und laut Brandassekuranz um 1840 entstanden sein dürfte, wies das benachbarte, 1856 errichtete Haus Nr. 5 keine solchen auf. Es orientierte sich damit im Gegensatz zur eher konservativen Gestaltung des Hauses Nr. 3 an der im mittleren 19. Jahrhundert gängigen biedermeierlichen Formensprache. Die zwei Häuser verfügten über eine dreiraumtiefe Grundrisseinteilung mit einer quadratischen, rund 18 m² grossen Stube. Die Treppe befand sich in der nordöstlichen Hausecke.

Die Häuser wurden im Verlauf des 20. Jahrhunderts im Innern und Äussern teilweise stark umgebaut, sodass sich allenfalls noch fragmentarisch historische Raumausstattungen

Abb. 33 ***Unterägeri, Lorzenstrasse 5.*** *Stube mit vollständig erhaltener Raumausstattung von 1856.*

erhalten haben. Einzig die Stube und die Nebenstube des Hauses Lorzenstrasse 5 besassen noch eine vollständig erhaltene Raumausstattung mit Parkett, Ofen (datiert 1856), Türen, Wand- und Deckentäfern aus der Bauzeit (Abb. 33).

GS-Nr. 769, 770, 767, Ass.-Nr. 193a, 282a, 209a.
Ereignisnr. Archäologie: 2188, 2189, 2187.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Christoph Rösch.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 322–324.

Walchwil, Villa «Waldegg», Wohnhaus: Instandsetzung, Restaurierung

Die Villa «Waldegg» wurde 1898 als «Frohburg» für den Bauherrn Johann Baptist Hürlimann auf der Hügelkuppe südlich des neuen Bahnhofs im Gebiet Obersecki erstellt. Damals entstanden hier am bergseitigen Rand Walchwils im direkten Zusammenhang mit der 1897 eröffneten neuen Bahnlinie zahlreiche Gewerbe- und Wohnbauten. 1905 wurde die Villa durch den neuen Eigentümer, den Geflügelzüchter Albert Walder, in «Waldeck» umbenannt und ausgebaut. Die Geflügelzuchtfirma Walder Waldeck A. G. entwickelte sich zu einem für Walchwil bedeutenden Gewerbezweig und bestand bis in die 1970er Jahre.

Freistehend und in Hanglage, unmittelbar unterhalb der Bahnlinie und angrenzend an den Bahnhof gelegen, nimmt die Villa eine dominante Stellung ein. Der bergseitig zwei- und seeseitig dreigeschossig in Erscheinung tretende Massivbau weist ein Mansarddach mit Lukarnen auf. In der Nordostecke ist ein kaum vortretender Risalit unter dem höheren Spitzhelm erkennbar. Über dem dunkel verputzten Sockelgeschoss mit wuchtigen Eckquadern und stichbogigen Öffnungen folgt das erste, hell verputzte Obergeschoss mit hochrechteckigen Fensteröffnungen. Das zweite Obergeschoss ist aus Sichtbackstein und weist glatt verputzte Eckquader auf. Darüber ist ein Konsolkranzgesims erkennbar, welches in das Mansarddach überleitet. Auf der Seeseite ist eine grosse, gusseiserne Balkon-Veranda angebaut. Die Gestaltung der Villa folgt den Formen der Neurenaissance. Der Bau ist gut erhalten und präsentiert sich weitgehend im Zustand seiner Entstehung um 1898 resp. 1905.

Im Rahmen der Instandsetzung der Villa Waldegg wurden die Fassade neu gestrichen, das Sichtmauerwerk gereinigt und Reparaturarbeiten am Sockel und an der Veranda vorgenommen. Um den Fluchtweg auch bei einem Brandfall zu sichern, waren Massnahmen beim Treppenhaus nötig. So sind die Untersichten der Holztreppen mit Gipskartonplatten verkleidet worden. Die Wohnungseingangstüren erfüllten die aktuellen Brandschutzvorschriften nicht, sodass sie wohnungsseitig aufgedoppelt werden mussten, um den Feuerwiderstand zu erhöhen.

GS-Nr. 1059, Ass.-Nr. 609a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner.
Planung: Manuela Loser, Welcome Immobilien AG, Zug.

Walchwil, Zugerstrasse 96, ehemaliges Restaurant Löwen: Restaurierung

Das ehemalige Gasthaus Löwen in Walchwil liegt topografisch gut eingebettet auf der Walchwiler Seite des Lotenbachs, der einerseits die Grenze zum Gemeindegebiet der Stadt Zug bildet, anderseits dem Ort den um 1370/1390 erstmals schriftlich erwähnten Namen gegeben hat. 1490 sind der Steinbruch und eine Getreide- und/oder Sägemühle nachgewiesen. Auf engem Raum hat sich am Lotenbach ein frühindustrielles Gewerbe entwickelt, das bis ins 20. Jahrhundert bestand. Vor dem Bau der Strasse 1828–1832 legten hier Lastschiffe an, später auch Dampfschiffe der Schifffahrtsgesellschaft. Das Gasthaus Löwen wurde gemäss einer Datie-

Abb. 34 ***Walchwil, Zugerstrasse 96.*** *Westfassade, nach der Sanierung.*

rung am Kellerportal 1835, also kurz nach dem Bau der Strasse, vom Sägereibesitzer Leonz Roth errichtet. Ältere Situationspläne und Ansichten zeigen einen verschindelten Blockbau auf hohem Sockelgeschoss mit steilem Giebeldach. 1871 übernahmen die Gebrüder Gottfried und Dagobert Keiser sen. die Sägerei und das «Haus Lothenbach». Letzterer, der für Zug bedeutende Architekt, entwarf 1895 die Pläne für den nördlichen Anbau mit der reich gestalteten Fachwerkkonstruktion und historistischem Fluggiebelbogen, quasi als Paradestück der Möglichkeiten im Holzbau. Der Sockel zeigt polygonales Mauerwerk mit Eck- und Sturzquaderung in einer Bearbeitung, wie sie für die gleichzeitig erbaute Eisenbahnbrücke verwendet wurde (Abb. 34). In einer zweiten Phase wurde die strassenseitige Giebelfassade ebenfalls mit historistischen Zierelementen bereichert sowie der bergseitige Anbau vergrössert. Das Wirtshausschild soll vom Stadtzuger Hotel Löwen stammen. Der letzte grössere Umbau der Gaststube und der Küche im rückwärtigen Hausteil erfolgte 1979/1980.

Der nicht denkmalgeschützte nördliche Anbau wurde erneuert, und ein weiterer Anbau entstand im Süden. Beim geschützten Baudenkmal bestand die Hauptproblematik darin, dass bei den südseitigen und insbesondere bei den nordseitigen Zierelementen an den Standerkern das Holz in einem schlechten Zustand war. Stehendes Wasser setzte dem Holz zu. Ganz ersetzt wurden die Holzverschalungen. Der ursprüngliche Blockbau wurde innen verstärkt und gedämmt. Der Holzschindelschirm am Blockbau war durch die exponierte Lage ebenfalls nicht mehr zu reparieren und musste ersetzt werden. Farbstudien erstellte die Firma Fontana & Fontana. In der gewählten Farbgebung sind sowohl die Wünsche der Bauherrschaft als auch die Anliegen der Denkmalpflege eingeflossen. Farbuntersuchungen zeigten, dass die ursprüngliche Farbe heller war als der rote Anstrich vor der Restaurierung. Die Zierelemente kontrastierten leicht mit der restlichen Fassade. Es entstand eine stimmige Gesamtwirkung im Sinne des Baudenkmals.

GS-Nr. 109, Ass.-Nr. 147a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner.
Planung: Josef Hürlimann, Architekt, Walchwil.
Literatur: KDM ZG NA. 2, 500.

Zug, Ägeristrasse 4, Wohn- und Geschäftshaus: Kurzdokumentation, Sanierung und Umbau

Am 21. Mai 1812 fielen am Standort der heutigen Häuser Ägeristrasse 4 und 6 in Zug zwei Vorgängergebäude einem Brand zum Opfer. Das Feuer war im östlichen Haus (Ägeristrasse 6) ausgebrochen und griff auf das westliche Haus (Ägeristrasse 4) über. Bereits ein Jahr später konnten beide dank Geldern der damals eben gegründeten Brandversicherung des Kantons Zug wieder aufgebaut werden. Es handelte sich um den allerersten Brandfall, für den im Kanton Zug eine Entschädigung ausbezahlt wurde.

Der nach dem Brand von 1812 errichtete Neubau des Wohn- und Geschäftshauses Ägeristrasse 4 wurde über einem

Abb. 35 ***Zug, Ägeristrasse 4, Wohn- und Geschäftshaus.*** *Für die Verschiebung des Treppenhauses wurde die Südfassade geöffnet und der ehemalige Abort-Standerker abgebrochen.*

niedrigen Mauersockel in Fachwerkbauweise erstellt und war ursprünglich zweigeschossig. Das dritte Geschoss wurde erst in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufgestockt. Im Vorgängerbau des heutigen Hauses hatte ab 1784 der Kleinuhrmacher Johann Franz Keiser seine Werkstatt eingerichtet. Nach mehreren Generationen, in denen die Uhrmacherfamilie Keiser Besitzerin war, wurde das inzwischen erneuerte Haus 1919 an den Uhrmacher Arnold Rösselet verkauft, der ein Schaufenster für seinen Laden einsetzen liess. Sein Enkel Adrian Rösselet-Welti führt heute in derselben Liegenschaft in der dritten Generation ein Uhren- und Schmuckgeschäft.

Bei den für die Verschiebung des Treppenhauses (s. unten) anfallenden Erdarbeiten konnte ein Kanal ausgemacht werden, der einst unter dem Abort-Standerker des Hauses verlief (Abb. 35). Ausserdem wurde eine West–Ost verlaufende Mauer erfasst, bei der es sich um einen Teil der Südfassade des Vorgängerbaus handeln könnte. Eine Brandschicht aus dem Jahr 1812 liess sich im Aushubbereich nicht mit Sicherheit feststellen. Dafür konnten nebst einigen neuzeitlichen Gefässkeramikscherben auch zahlreiche Ofenkachelfragmente aus dem 17. und 18. Jahrhundert geborgen werden.

Im Jahr 2015 wurden die Wohnungen des Wohn- und Geschäftshauses an der Ägeristrasse 4 vom ersten bis zum Dachgeschoss umgebaut und das Treppenhaus in den kleinen Hinterhof im Süden hinausgreifend verschoben, damit die Wohnungen separat erschlossen werden konnten. Die historisch wertvollen Räume im ersten und zweiten Obergeschoss

Abb. 36 ***Zug, Ägeristrasse 4, Wohn- und Geschäftshaus.*** *Enfilade im ersten Obergeschoss, nach der Sanierung.*

mit Blick auf die Ägeristrasse konnten sorgfältig restauriert und instand gesetzt werden (Abb. 36). Auf der rückwärtigen, der Strasse abgewandten Seite baute man moderne Bäder und Küchen ein. Neu entstand unter der historischen Dachkonstruktion eine grosszügige, zweigeschossige Dachwohnung, kombiniert mit einer bereits bestehenden Dachterrasse. Entstanden sind drei stilvolle Altstadtwohnungen, die ein zeitgemässes Wohnen in alter Bausubstanz exemplarisch aufzeigen.

GS-Nr. 1188, Ass.-Nr. 198a.
Ereignisnr. Archäologie: 384.2.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Markus Bolli, Melanie Mastel, Anette JeanRichard und Monika Twerenbold.
Planung: Zünti & Trinkler Architekten, Zug.

Zug, Sanierung Artherstrasse: Aushubüberwachung

Teil der Sanierung der Artherstrasse zwischen Casino und Fridbach war die Umgestaltung der vor dem ehemaligen Kantonsspital gelegenen Bushaltestelle Mänibach. Die Haltebucht wurde vergrössert und ein neues Wartehäuschen errichtet. Aus diesem Grund musste die Böschung um mehrere Meter in den Hang zurückversetzt werden, wodurch ungestörte Bodenschichten aufgedeckt wurden (Abb. 37).

Bei einer Begehung der Baustelle fiel einem Mitarbeiter im Böschungsprofil über dem sterilen Verwitterungsboden eine dunkle humose Schicht mit gerötetem Gestein und Holzkohle auf. Im darüber liegenden Humus fand sich auch prähistorische Keramik. Bei nachfolgenden Begehungen wurden aus der Profilwand neben Tierknochen und neuzeitlicher

Abb. 37 und 38 ***Zug, Sanierung Artherstrasse.*** *Links: hangseitiges Profil unterhalb des ehemaligen Kantonsspitals, nach dem Aushub für die neue Bushaltestelle. Rechts: Ausschnitt aus dem hangseitigen Profil mit der Blockbergung einer grossen prähistorischen Tonscherbe.*

Baukeramik weitere, zum Teil grosse prähistorische Tonscherben (Abb. 38) geborgen. Auch wenn der Nachweis archäologischer Befunde an dieser Stelle ausblieb, lässt die beträchtliche Menge an prähistorischer Keramik einen nahe liegenden Siedlungsplatz vermuten.

GS-Nr. 1392, 1411, 1478, 1488.
Ereignisnr. Archäologie: 2077.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Gishan Schaeren, Margrit Achermann, Hannes Weiss und Kilian Weber.
Literatur: Tugium 28, 2012, 49 und 50.

Zug, Dorfstrasse 15, Schlosshof: Kurzdokumentation bei Umbau

Das Haus «Schlosshof» gehört mit seinem markanten Dach und vor allem wegen dem nordseitigen Türmchen mit einem Helm aus bunt glasierten Ziegeln zu den auffälligsten Bauten im Quartier Dorf. Das 1911/12 von Architekt Emil Weber für die Dachdecker Gebrüder Kaiser errichtete Gebäude wurde umfassend saniert und der Sockelgeschossboden um 0,5 m abgetieft. Weil Reste früherer Bauten und allenfalls Spuren des früh-/hochmittelalterlichen Dorfs Zug zu erwarten waren, drängte sich eine archäologische Begleitung der Aushubarbeiten auf. Aufgrund von Plänen ist bekannt, dass das Gelände im 18./19. Jahrhundert nicht oder nur teilweise bebaut war.

Im gesamten abzutiefenden Bereich zeigte sich eine vergleichbare Stratigrafie: Über dem anstehenden Boden, einem siltigen Lehm, lag ein gut abgrenzbarer humoserer Lehm von bis zu 80 cm Mächtigkeit, welcher Holzkohleflocken und vereinzelt Holzkohlestücke sowie Kiesel enthielt. Das unterste Viertel dieser Schicht zeichnete sich durch eine dunklere Farbe aus. Vermutlich handelte es sich bei der gesamten Schicht um einen Unterboden (B-Horizont) oder ein Kolluvium. Die Bauarbeiten von 1911/12 dürften ein Teil dieser Schicht zum Verschwinden gebracht haben. Darauf lagen nämlich bereits eine Schuttplanieschicht und der zum Haus der Gebrüder Kaiser gehörende Zementboden. An der Oberkante des Unterbodens (Kolluviums) fanden sich zwei kleine Keramikfragmente, die möglicherweise ins Frühmittelalter zu datieren sind. Ausserdem konnte ein nord-südlich verlaufendes, mit Schotter verfülltes Gräbchen auf einer Länge von rund 3 m verfolgt werden. Das noch bis 14 cm tief erhaltene Gräbchen besass eine schotterige Verfüllung und eine flache Sohle.

Abb. 39 ***Zug, Dorfstrasse 15.*** *Der unter der Ostmauer des aktuellen Gebäudes entdeckte Sodbrunnen. Im Vordergrund die humose Lehmschicht unter dem Zementboden von 1911/12.*

Unter der Ostmauer des Gebäudes von 1911/12 kam ein Sodbrunnen zutage, welcher bei dessen Bau aufgegeben und verfüllt worden sein dürfte. Der Schacht mit einem lichten Durchmesser von 80 cm bestand aus sehr sauber zurechtgehauenen Sandsteinquadern, welche eine grob bearbeitete Spiegelfläche und einen feinen Randschlag besassen. Die leicht konkave Oberfläche der Quader bildete die innere Rundung des Schachts (Abb. 39). Der verwendete zementhaltige Mörtel spricht für eine Datierung ins 19. Jahrhundert. Der Brunnenschacht blieb, abgesehen von den zwei obersten Quaderlagen, unter dem neuen Boden erhalten.

GS-Nr. 1284, Ass.-Nr. 902a.
Ereignisnr. Archäologie: 2156.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Eugen Jans und Christoph Rösch.
Literatur: INSA Zug, 512.

Zug, Neugasse 27, Wohnhaus: Restaurierung, Umbau und Rekonstruktion

Das Doppelwohnhaus Neugasse 25/27 soll im Jahr 1806 anstelle früherer Bauten aus den Jahren 1629 und 1764 für den Goldschmied Karl Amadeus Spillmann errichtet worden sein. Baumeister war der Tiroler Maurer Schellhammer, der das Haus nach dem Vorbild eines Gebäudes am Jägerring in Wien erbaute. Seit der Bauzeit 1806 wird das Erdgeschoss als Goldschmiedeatelier und Verkaufsraum genutzt, und in den Obergeschossen sind Wohnungen eingerichtet.

Der Umbau und die Unterkellerung des Hauses Neugasse 27 (Abb. 40) erforderten vom September 2013 bis Januar 2014 sporadisch eine archäologische und bauhistorische Begleitung. Der Boden im Erdgeschoss wurde mittels verschiedener Baggersondagen untersucht. Auf den anstehenden Schichten fanden sich wenige Reste eines dunkelbraunen, humosen Lehms, welcher einem in der Neugasse wiederholt angetroffenen, vor der Stadterweiterung ab 1478 bestehenden mutmasslichen Unterboden entsprechen dürfte (s. Tugium 21, 2005, 81). Von einer Vorgängerbebauung des aktuellen Hauses konnten ein Pfostenloch und eine nord-südlich verlaufende Mauer im hinteren Hausteil festgestellt werden. Beide Befunde waren in die anstehenden Schichten eingetieft. Das stratigrafische Verhältnis zum mutmasslichen Unterboden bleibt wegen Störungen unbekannt. Die entdeckte Bollen- und Bruchsteinmauer enthielt vereinzelt Ziegelbruchstücke, was auf eine spätmittelalterliche oder neuzeitliche Datierung hindeutet. Möglicherweise handelte es sich um

Abb. 40 ***Zug, Neugasse 27.*** *Westfassade.*

einen Rest der ersten Bebauung der Neugasse, welche im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts im Rahmen der Stadterweiterung angelegt wurde (s. Tugium 21, 2005, 81–88). Im aktuellen Wohnhaus konnten im Rahmen der Untersuchung keine älteren, von Vorgängerbauten übernommenen Gebäudeteile festgestellt werden. Die bereits 2009 erfolgte dendrochronologische Untersuchung des Dachstuhls datiert dessen Errichtung ins frühe 19. Jahrhundert. Im östlichen Bereich des Sockelgeschosses kamen Reste eines Kopfsteinpflasters

Abb. 41 ***Zug, Neugasse 27.*** *Holzimitationsmalerei eines Täfers mit Begleitstrichen im Erdgeschoss. Blick nach Osten.*

als ältester Bodenbelag des aktuellen Hauses zutage. Von Interesse war ausserdem eine direkt auf den Wandputz aufgetragene Holzimitationsmalerei im nördlichen, strassenseitigen Raum (Abb. 41).

Vor dem Umbau des Doppelwohnhauses wurden neben einer Befundaufnahme am Bau auch historische Pläne und Goldschmiede-Entwürfe konsultiert, die sich im Besitz des Bauherrn befinden. Die meisten dieser lavierten Tuschzeichnungen stammen vom Bauherrn des Empire-Gebäudes, Karl Amadeus Spillmann. Ein Fassadenaufriss zeigt, dass die schmuckvollen Fensterbankkonsolen und die Fenstereinteilung zur Neugasse hin bauzeitlich sind. Allerdings fehlten an der Fassade die auf dem Plan gezeichneten Lorbeerfestons (girlandenartige Zierelemente) an den Fensterbrüstungen des zweiten Obergeschosses und die angedeuteten Reliefs an den Brüstungen des ersten Obergeschosses. Sondierungen an der Fassade erbrachten keinen eindeutigen Hinweis, ob diese Schmuckelemente je ausgeführt wurden, da der Fassadenputz um 1900/1930 vollständig ersetzt worden war. Die Schaufenster hingegen wurden um 1927 im Neurenaissancestil vom Baugeschäft Landis und Gysin für Goldschmid Walter Kaiser geplant und ausgeführt.

Die Eigentümerschaft plante einen umfassenden Umbau und die Weiterführung als Goldschmiedeatelier und Wohnhaus. Neben der sorgfältigen Restaurierung der historischen Bausubstanz war es der Wunsch des Bauherrn, auch die ursprüngliche – oder jedenfalls ursprünglich geplante – Empire-Ausstattung des Gebäudes wieder herzustellen und zu ergänzen. So wurden an der strassenseitigen Fassade die Lorbeerfestons im zweiten Obergeschoss nach den historischen Zeichnungen rekonstruiert. Für die Relieffelder unter den Fenstern im ersten Obergeschoss wurden fünf mythologische Szenen mit einem Bezug zu Gold gewählt und als Bronzeguss in die Fassade integriert.

Im Innern wurden die restaurierten Marmorfelder der beiden rückwärtigen Zimmer zum Vorbild für die Ausmalung der Fensterlaibungen und Friese in den strassenseitigen Räumen des zweiten Obergeschosses wie auch für Friese im Treppenhaus. Der Lorbeer, der sich bereits ursprünglich an der Fassade und in Deckenstuckaturen fand, wurde als Motiv für die Malerei an den Treppenuntersichten und im Gewölbe des Verkaufsraums verwendet. Die neuen Blumenrosetten und Eckornamente im Gewölbe stammen aus Entwürfen des Bauherrn Karl Spillmann von 1806, ebenso die Ausmalung des Salons im zweiten Obergeschoss. Auch die Stuckrosetten und die unregelmässig gebrochenen Mäander in den kleinen Seitensalons gehen auf Entwürfe des Goldschmieds Spillmann zurück.

Die Instandstellung des Hauses an der Neugasse 27 ist keine Restaurierung im klassischen Sinne, obwohl die vorhandenen Originaloberflächen weitestgehend erhalten geblieben sind und Böden und Türen fachgerecht restauriert wurden. Mit dem gewählten Vorgehen konnte die ursprüngliche Raumstruktur Richtung Neugasse und die Erschliessung bei-

behalten werden. Durch das Hinzufügen von abgegangenen, zugekauften und neu konzipierten Elementen bis hin zu den zwei neuen Säulenspolien im Erdgeschoss wurden Fassade und Räume einer historisierenden Renovation und einer gelungenen Interpretation unterzogen. Die Planung und Ausführung der Arbeiten erfolgte in intensiver Zusammenarbeit zwischen Architekt, Restaurator, Maler, Handwerkern, Baubehörde und Denkmalpflege und kam insbesondere auch wegen des ausserordentlichen Engagements des Bauherrn zu einem erfolgreichen Abschluss.

GS-Nr. 1004, Ass.-Nr. 142a.
Ereignisnr. Archäologie: 1782.2.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner, Eugen Jans, Isa Gasi und Christoph Rösch.
Restaurator: Wendel Odermatt, Stöckli AG, Stans.
Planung: Zünti Trinkler Architekten, Zug.
Literatur: KDM ZG 2, 519. – INSA Zug, 525.

Zug, Schanz 2, Wohn- und Geschäftshaus Schanzeck: Sanierung

Das erste Flachdachhaus von Zug, das 1928 nach Plänen des Bauingenieurs Max Schneebeli aus Zürich für den Metzgermeister Josef Röllin-Zürcher erbaut wurde, steht im spitzen Winkel zwischen Schanz und St.-Antons-Gasse als Kopfbau der geschlossenen Häuserzeile. Das aussergewöhnliche Gebäude wurde unter der Bauleitung von Heinrich Peikert erstellt und zeugt vom Einzug der Moderne in der Stadt Zug. Über unregelmässigem Grundriss erhebt sich der viergeschossige Flachdachbau mit seinem auf den Postplatz ausgerichteten, runden Erker. Während im Erdgeschoss ein Laden, Garagen und Kellerräume untergebracht sind, umfassen die oberen Geschosse je eine Wohnung. Mittels eines Lichthofs sind das Treppenhaus und die Badezimmer belichtet. Das Gebäude ist mit einer Dachterrasse abgeschlossen, die gemäss Baubeschrieb der 1920er Jahre mit einem Dachgarten für den Aufenthalt an der Luft und Sonne ausgestattet werden sollte. Nachdem die Behörden dem Flachdach anfänglich skeptisch gegenübergestanden waren, vermochten Schneebelis Argumente für den «gesunden Dachgarten» sie zu überzeugen. Das Flachdach wurde 2014 saniert und das bestehende Geländer erhöht und den heutigen Anforderungen angepasst. Gleichzeitig wurde die Fassade neu gestrichen (Abb. 42). 2015 erfolgte die Sanierung der Wohnungen, deren Fenster, Oberflächen, Badezimmer und Küchen erneuert wurden. Zur Gewinnung einer grösseren Wohnküche wurde eine Binnenwand verschoben, die übrige bauzeitliche Binnenteilung blieb erhalten, ebenso die Zimmertüren sowie das wertvolle Treppenhaus. Entstanden sind schöne Wohnungen, die, unter Erhalt der schützenswerten Bausubstanz, dem Standard der heutigen Zeit angepasst werden konnten.

Abb. 42 ***Zug, Schanz 2, Wohn- und Geschäftshaus.*** *Ansicht von Nordwesten.*

GS-Nr. 1054, Ass.-Nr. 167a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Nathalie Walter.
Planung: Roland Kälin Architekten GmbH, Menzingen.
Literatur: Zuger Bautenführer 1992, 26.

Zug, Schanz 8, Wohnhaus: Umbau, Anbau und Restaurierung

Das Wohnhaus Schanz 8 liegt an der äusseren Zuger Stadtmauer. Es wurde 1846 als Schmiede- und Schreinerwerkstatt erbaut und wird heute als Wohnhaus genutzt. Seit 1868 ist das Haus im Besitz der Familie Bossard. Es liegt im Bebauungsplan Geissweid, welcher in den 1960er Jahren entwickelt und 2012 vom Stadtrat letztmals angepasst wurde. 2012 wurde das Gebäude unter Schutz gestellt.

Die Nordfassade des Hauses ist sehr gelungen instandgesetzt und bleibt erfahrbar (Abb. 43). Die neue Wohnung im Gartengeschoss wird – wie damals die Werkstatt – über die Hofseite erschlossen. Der bestehende strassenseitige Eingang erschliesst die mittlere Wohnung. Die obersten Geschosse sind zur Maisonettewohnung zusammengeschlossen und über den Hof erreichbar. Ein verandaartiger Anbau wurde hofseitig erstellt und konnte die historische Substanz beim Umbau der Liegenschaft vom Einfamilienhaus zum Dreifamilienhaus entlasten. Die Brandschutzanforderungen an die Treppe können problemlos im Anbau erfüllt werden, und die historische Substanz ist durch das ambitionierte Raumprogramm kaum tangiert worden. Eine Prämisse der Denkmalpflege war, dass es sich um einen Anbau handelt und nicht etwa um einen Erweiterungsbau. Bei einem Anbau wird die ursprüngliche Aussenwand nur minimal verändert, im vorliegenden Fall durch Entfernen von Fensterbrüstungen. Auf

Abb. 43 ***Zug, Schanz 8.*** *Blick von der Schanz an die Nordfassade.*

massgebende strukturelle Veränderung im Innern des Baudenkmals konnte weitgehend verzichtet werden, und die typische Raumaufteilung biedermeierlicher Häuser blieb gewahrt. Die Bauherrschaft erfreute sich an der historischen Bausubstanz im Innern, und so wurde der ursprüngliche Riegelbau – wo möglich – freigelegt.

GS-Nr. 1059, Ass.-Nr. 609a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner.
Planung: Oliver Guntli, Guntli Architektur GmbH, Zug.
Literatur: INSA Zug, 533. – Tugium 26, 2010, 51; 31, 2015, 58.

Zug, Schützenmatt: Sondierbohrungen

Auf der östlichen Hälfte der Schützenmatt, angrenzend an die Turnhalle Schützenmatt, ist im Rahmen des Energieverbunds Zug der Bau einer unterirdischen Energiezentrale geplant. Mithilfe von Wärmepumpen und -tauschern soll hier aus hochgepumptem Tiefenwasser des Zugersees je nach Jahreszeit Wärme oder Kälte erzeugt werden, um die umliegenden Quartiere mit erneuerbarer Energie zum Heizen und Kühlen zu versorgen. Der zukünftige Bauperimeter liegt direkt östlich der bereits ergrabenen Teile der horgenzeitlichen Seeufersiedlung Zug-Schützenmatt, deren genaue Ausdehnung noch unbekannt ist. Die in die Zeit kurz vor 3150 v. Chr. datierende Fundstelle ist 1948 bei Kanalisationsarbeiten entdeckt und seitdem mehrfach in kleineren Baugrubenaufschlüssen ausschnitthaft erfasst worden, zuletzt 2000. In diesem Jahr wurde auch eine «Rheuma-Sohle», die Mooseinlage eines jungsteinzeitlichen Schuhs, gefunden.

Im November 2015 wurden im Vorgriff auf die geplanten Bauaktivitäten und in Zusammenarbeit mit der Leitung des Bauprojekts sieben Kernbohrungen mit 25 cm, ab 8 m unter Terrain 15 cm Durchmesser niedergebracht, die neben der geologischen auch der archäologischen Baugrundabklärung dienen sollten (Abb. 44). Sie erreichten Tiefen von 5 m (B06, B07), 8 m (B01, B02, B05) bzw. 30 m (B03, B04). Erwartungsgemäss bestehen die ersten 1,5 bis 2 m der Stratigrafie aus künstlichen neuzeitlichen und modernen Geländeaufschüttungen, die der Befestigung des nassen Untergrunds nahe dem Seeufer dienen. Darunter folgen zunächst überwiegend reine, leicht siltige Schwemmsande. Ab einer Tiefe von rund 4 m sind die Sedimente in den landseitigen Bohrungen B02, B03 und B05 zunehmend organisch angereichert, in der seenahen Bohrung B04 erfolgt dieser Wechsel erst in über 6 m Tiefe. Im Tiefenbereich von rund 6 bis 11 m erreicht der organische Anteil in den Bohrkernen sein Maximum, die Sedimente bestehen hier aus dunkelbraunen, sofort schwärzlich nachoxidierenden, stark organisch-muddigen Silten, in die millimeterstarke Feinsandstraten eingeschaltet sein können. Das Schichtmaterial enthält vereinzelt Holzkohlen und zahlreiche botanische Makroreste wie etwa Fragmente von Zweigen und Ästen oder Rindenstücke. Fünf Schichtproben aus diesem Tiefenbereich wurden näher analysiert, demnach sind verschiedentlich auch Kulturpflanzenreste (unter anderem Schlafmohn, Getreidereste und Lein) nachweisbar. Ihre vergleichsweise geringe Konzentration spricht allerdings dafür, dass es sich um anderswo abgeschwemmtes und resedimentiertes Material handelt, nicht um prähistorische Kulturschichten *in situ*; zumindest in einer Probe könnte es sich durchaus um botanische Reste der bekannten Siedlung Zug-Schützenmatt handeln. Gegen unten nimmt der organische Anteil im Sediment langsam wieder ab. In einer Tiefe von rund 25 m erreichen die beiden Tiefbohrungen schliesslich glaziale Seebodensedimente.

Zur Abschätzung der zeitlichen Tiefe der in den Bohrungen aufgeschlossenen Stratigrafien wurden einzelne Holz- und Zweigfragmente aus den stark organischen Schichtpaketen radiokarbondatiert; die ^{14}C-Analysen erbrachten jungsteinzeitliche, bronzezeitliche und eisenzeitliche Daten (Abb. 45). Insgesamt besteht der erbohrte geologische Untergrund der Schützenmatt – abgesehen von den beschriebenen neuzeitlichen und modernen Aufschüttungen – ausschliesslich aus Seeablagerungen. Seekreiden fehlen mit Ausnahme weniger millimeterdünner Einschaltungen in den organischen Sedimenten vollständig. Die Untersuchungsergebnisse weisen auf eine über einen Zeitraum von mehreren tausend Jahren verlandende Bucht im Bereich der heutigen Schützenmatt, zwischen den Deltas von Aabach und Siehbach. Diese leicht ins Binnenland ziehende Buchtsituation ist auf alten Karten noch bis um 1900 nachzuvollziehen, auf den Luftbildern Walter Mittelholzers von 1919 ist das Seeufer an dieser Stelle zwar unverbaut, aber begradigt und diente als Schifflände für eine heute nicht mehr existierende Sägerei westlich des Aabachs.

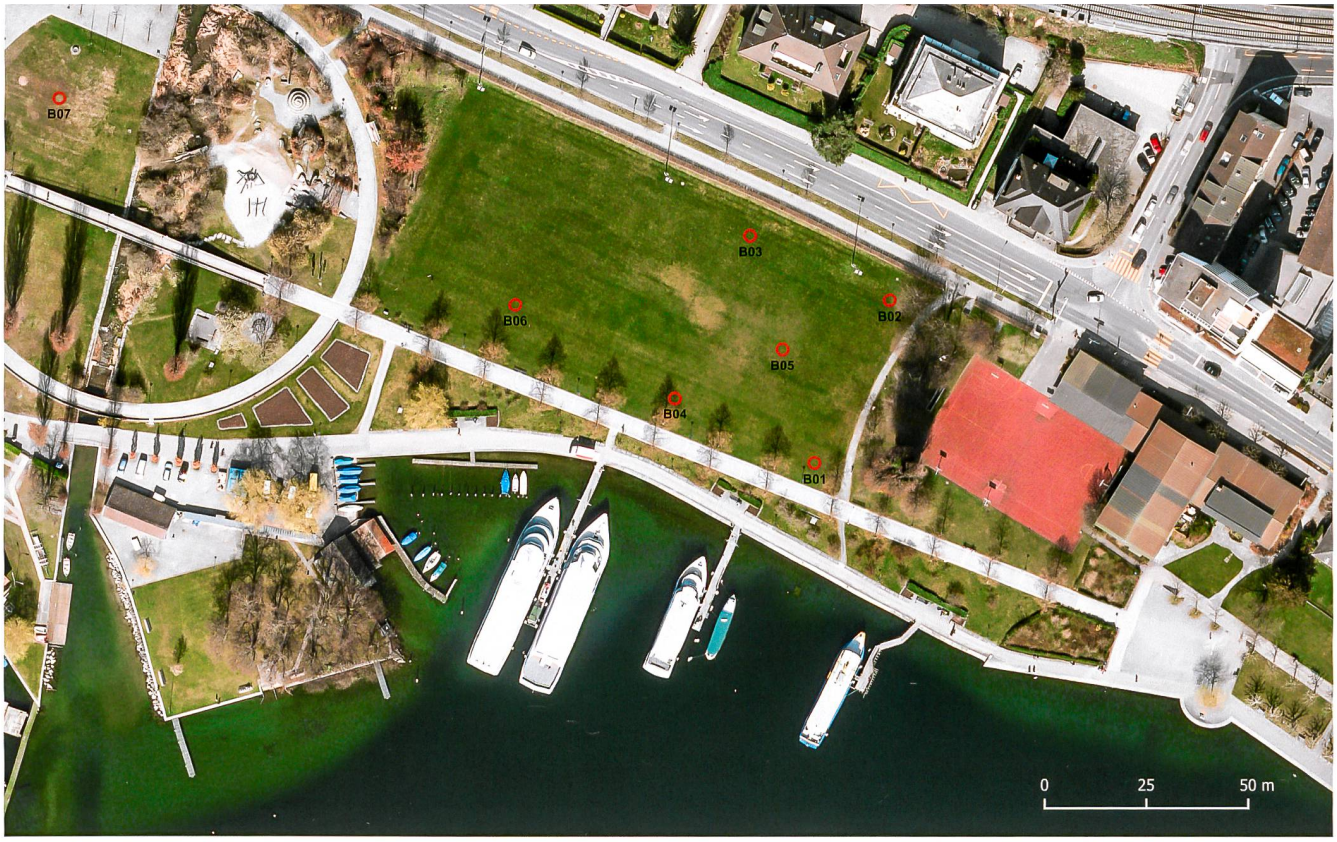


Abb. 44 ***Zug, Schützenmatt.*** *Lage der Bohrungen B01–B06 auf der Schützenmatt und B07 im Europaring, auskartiert auf dem kantonalen Orthofoto 2011, genordet. Östlich der Wiese die Turnhalle Schützenmatt mit ihrem Aussensportplatz im Bereich des ehemaligen Aabachs, links im Bild der durch den Europaring fliessende Siehbach. Der Verlauf der Uferverbauung deutet eine leichte Buchtsituation an.*

Noch die heutige Uferverbauung aber deutet die Buchtsituation leicht an (vgl. Abb. 44). Im Bereich dieser Bucht hat sich zumindest in der späten Jungsteinzeit eine Seeufersiedlung mit noch ungeklärter Ausdehnung befunden. Die Ergebnisse der Untersuchung der pflanzlichen Grossreste deuten im Zusammenspiel mit den Altersbestimmungen jedoch das Vorhandensein weiterer prähistorischer Siedlungen auf oder im direkten Umfeld der Schützenmatt an.

Ein eindeutiger Nachweis prähistorischer Kulturschichten konnte mit den Bohrungen nicht erbracht werden. Allerdings sind Bohrungen aus methodischen Gründen nicht für einen zweifelsfreien Negativbefund geeignet: Die Erkenntnismöglichkeiten in dem sehr kleinen, zudem häufig verwürgten Aufschluss eines Bohrkerns sind eingeschränkt, die Erkennbarkeit geringmächtiger archäologischer Schichten deutlich herabgesetzt. Insbesondere gilt dies für erosiv überprägte Schichten, sogenannte Reduktionshorizonte, die häufig nur durch eine dünne Lage mit archäologischen Funden von natürlichen Erosionserscheinungen unterscheidbar sind. Auch Befunde mit geringer räumlicher Ausdehnung sind mit einem groben Bohrraster nur zufällig aufzufinden, so wäre beispielsweise ein Pfahlfeld ohne zugehörige Kulturschicht nur dann mit Bohrungen erkennbar, wenn sich zufällig ein Pfahl im Bohrgut befindet. Eine endgültige Aussage wird sich also erst während des eigentlichen Aushubs treffen lassen – insbesondere in der Nordosthälfte des Bauperimeters besteht nach wie vor eine hohe Wahrscheinlichkeit, Ausläufer der Seeufersiedlung Schützenmatt, etwa in Form eines Pfahlfeldes, oder noch unbekannte Siedlungsreste zu fassen. Auf der ganzen Fläche ist zudem mit lokalen Einzelbefunden wie beispiels-

Bohrung	Tiefe unter OK Terrain	Material	Labornummer ETH Zürich	^{14}C-Alter (unkalibriert, vor 1950)	Kalibriertes Alter, 2σ (Oxcal v4.2.4)
B03	7,8 bis 8 m	Zweigfragment	ETH-65210	4244±28 BP	2911–2712 v. Chr.
B02	5,05 m	Holzfragment	ETH-65211	3755±28 BP	2283–2042 v. Chr.
B02	4,26 m	Zweigfragment	ETH-65212	3026±27 BP	1392–1135 v. Chr.
B05	7,90 m	Holzfragment, abgerollt	ETH-65213	2771±27 BP	996–840 v. Chr.
B05	6,65 m	Holzfragment, abgerollt	ETH-65214	2513±26 BP	791–542 v. Chr.

Abb. 45 ***Zug, Schützenmatt.*** *^{14}C-Daten verschiedener Holz- und Zweigfragmente aus den Bohrungen B02, B03 und B05.*

Abb. 46 ***Schützenmatt.*** *Massiver Block aus zusammengeschmolzenen, überfeuerten neuzeitlichen Dachziegeln, offenbar entstanden in Folge eines zu heiss gefahrenen Ziegelofens.*

weise Fischfanganlagen (Reusen, Leitzäune etc.) oder Uferbefestigungen zu rechnen.

Eine erwähnenswerte Besonderheit fand sich in Bohrung B02 in der Nordostecke der Schützenmatt: Zwischen 2,2 und 4 m unter der Geländeoberfläche war das graue feinsandig-siltige Schwemmsediment durchsetzt von neuzeitlichem Backstein- und Dachziegelbruch, der überwiegend Spuren grosser Hitze aufweist. Das Ziegelmaterial ist teilweise deutlich verformt und verschlackt, die Oberflächen wirken partiell fast glasartig. Auf diesem Schichtpaket lag ein massiver Block aus zusammengeschmolzenen Dachziegeln (Abb. 46). Bei diesem Fundmaterial dürfte es sich um Fehlbrände handeln, die zu einer im Bereich der heutigen Turnhalle Schützenmatt zu lokalisierenden, archäologisch bislang nicht bekannten Ziegelhütte «Kloter» (auch «Klotter») gehören. Die Ziegelhütte ist ab 1591 historisch fassbar und wurde 1794 abgebrochen. Auch diesem Befund wird bei der Erstellung der Energiezentrale weiter nachzugehen sein.

GS-Nr. 205.
Ereignisnr. Archäologie: 2171.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Jochen Reinhard, Kilian Weber, Eda Gross und Gishan Schaeren.
Geologische Feldansprache und Archäobotanik: Philippe Rentzel, Bigna Steiner (IPNA).
^{14}C-Datierungen: Irka Hajdas (ETH Zürich).
Ziegelei-Museum Cham: Stefanie Steiner-Osimitz.
Literatur: Dittli 2007, 5, 287 (s. v. Ziegelmatt). – Stefan Hochuli, Teil eines neolithischen Schuhs aus Zug. JbSGUF 85, 2002, 45–54. – Renata Huber und Gishan Schaeren, Zum Stand der Pfahlbauforschung im Kanton Zug. Tugium 25, 2009, 111–140, besonders 137 (mit älterer Literatur). – Viktor Luthiger, Alte Häuser und ihre Besitzer in Zug. ZKal. 93, 1948, 35–41. – Ziegelei-Museum. 33. Bericht der Stiftung Ziegelei-Museum 2016 (in Vorbereitung).

Zug, Unterhof 1, Wohnhaus: Kurzdokumentation während Umbau

Das Hofensemble Unterhof oberhalb des Blasenbergs liegt an einem alten Verkehrsweg von Zug auf die Felsenegg. Während des Umbaus des geschützten Wohnhauses Unterhof 1 wurde eine baugeschichtliche Dokumentation durchgeführt (Abb. 47).

Konstruktiv handelt es sich beim landwirtschaftlichen Wohngebäude um ein Blockgefüge auf einem gemauerten Sockel. Den oberen Abschluss bildet ein steiles Sparrendach. Die giebelständige Hauptfassade ist talwärts nach Süden gerichtet. Bauzeitlich umfasste der Holzaufbau 15 Räume, verteilt auf zwei Voll- und zwei Dachgeschosse. Sämtliche Räume waren aus einem Quergang in der Hausmitte erschlossen. Hauszugänge unter den traufseitigen Lauben führten in den Quergang im ersten Vollgeschoss des Holzaufbaus. Im gemauerten Sockel waren ursprünglich zwei Kellerräume angelegt. Diese nahmen den Bereich der südlichen Kammern (Stube und Nebenstube) des Holzaufbaus ein. Der hintere Hausbereich des Blockgefüges, in dem sich die Küche befand, war nicht unterkellert.

Zur dendrochronologischen Altersbestimmung des Bauholzes wurden neun Bohrproben entnommen. Aufgrund der fünf Hölzer mit Waldkante 1772/73 ist mit dem Hausbau 1773 oder kurz danach zu rechnen.

Ass.-Nr. 571a, GS-Nr. 1830.
Ereignisnr. Archäologie: 2145.1.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Markus Bolli und Anette JeanRichard.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.
Literatur: Dittli 2007, 5, 106. – Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz (IVS), «Zug, Unterhof 1».

Abb. 47 ***Zug, Unterhof 1, Wohnhaus.*** *Nord- und Westfassade, vor dem Umbau.*